



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Geschichte der deutschen Baukunst**

**Dohme, Robert**

**Berlin, 1885**

Blütezeit des romanischen Stils

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96051](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96051)

## Blütezeit des romanischen Stiles.

Eine glanz- und ruhmvolle Zeit ist es, welche die Sonne des aufgehenden elften Jahrhunderts bescheint. Endgültig hatte der kräftige Arm der sächsischen Kaiser die deutschen Stämme zu einem Reiche zusammengefügt; und die Errichtung des römischen Kaisertums deutscher Nation hatte dieses an die Spitze der abendländischen Welt gestellt, ihm die übrigen Völker mehr oder weniger unterthan gemacht. Mochten die Kämpfe mit den Nachbarn nie ganz ruhen; gerade durch den Erfolg seiner Waffen zog das weithin herrschende Reich die Reichtümer der fremden Nationen an sich. Den Sieger lohnte die Beute. So entfaltet sich an den Höfen des großen Adels, der weltlichen und geistlichen Fürsten ein Luxus, der die vorangehenden Zeiten ärmlich erscheinen läßt. Er wieder fördert das Handwerk, durch ihn erblühen, von kaiserlichen Privilegien gestützt und gefördert, die Städte. Diese sind es, die allmählig fester fundierte, regelmäßiger fließende Quellen des Wohlstands eröffnen, als sie der Beutegewinn von unterworfenen Nationen zu geben vermag. Jetzt beginnen gegen die Gaben der Fremde im internationalen Verkehr die deutschen Industrieprodukte, vornehmlich Tuche und Linnen, Leder und Waffen in großen Mengen ins Ausland zu gehen. Der aus dem Reichtum entspringende Luxus aber führt die reichere Entfaltung der Kunst mit sich. Jene gesteigerte Bauhätigkeit der sächsischen Lande im letzten Drittel des zehnten Jahrhunderts findet jetzt allerorten ihr Spiegelbild. Wahrhaft fieberhafter Baueifer charakterisiert die ersten Jahrzehnte des elften Jahrhunderts. Bis zum achtzehnten Jahrhundert muß der Historiker herabsteigen, wenn er Gleiches sucht. Nur die ins Große, oft ins Ungemessene gehende Baulust dieser Periode mit ihrer Rücksichtslosigkeit gegen die Schöpfungen der Vorfahren, mit ihren zahllosen Neu- und Umbauten bietet ein Seitenstück zu dem, was die Welt im Anfang des elften Jahrhunderts erlebte. Die alten oft nach langer Dauer fähigen Werke werden niedergeworfen, um prächtigeren Bauten Platz zu machen. Voran gehen, das Beispiel in ihren Lieblingsstätten gebend, die Kaiser: Heinrich II. in Bamberg, der Salier Konrad in Limburg, der alten Burgstätte seines Hauses, und zu Speier; in Goslar Heinrich III. Heinrich IV. ist einer der baulustigsten Fürsten, die je auf dem Kaiserthron gesessen: die Episkopalkirchen zahlreicher ihm treu gebliebener Bischöfe haben dies erfahren. Jetzt entstehen die größten Bauten des Mittelalters vorgotischer Zeit; und auch in der Gotik übertrifft allein der Dom von Köln an räumlicher Ausdehnung einzelnes im elften Jahrhundert Geschaffene. Jetzt gehen die noch mannigfach aus alter Zeit erhaltenen Holzbauten, jetzt zahlreiche Steinbauten der karolingischen Zeit zu Grunde,



verdrängt durch monumentalere Werke. Freilich, während so nach dem Vorrang von Sachsen sich auch die Rhein- und Mainlande, Franken und Schwaben, Thüringen und Hessen mit Bauten bevölkern, die nicht mehr dem Bedürfnis allein dienen, sondern zugleich Denkmäler sein wollen, bleibt in den von der Kultur weniger berührten Grenzländern des Nordens und Ostens der alte Holzbau noch nach wie vor vielfach in Übung.

Zahlreich sind die Aufzeichnungen der zeitgenössischen Schriftsteller über jenen Bau-  
fanatismus erhalten, Beweise dafür, daß er als solcher bereits von der lebenden Generation bewußt empfunden wurde. Der Würzburger Geistlichkeit, versichert ein Eichstädter Chronist, sei das Niederreißen und Neubauen fast zur zweiten Natur geworden. — „Als Bischof Heribert im Jahre 1022 auf den Eichstädter Sitz gelangte, da“, so erzählt derselbe Chronist, „begann auch bei uns das Niederreißen der alten Gebäude, das Aufrichten neuer“. Er und seine Nachfolger errichteten in ununterbrochener Folge Kirchen, Pfälzen und Burgen, freilich mit schwerer Bedrückung der Hörigen, welche zu diesen Bauten frohnden mußten. — In Bremen läßt der aus Köln stammende Erzbischof Bezelin, nachdem er den Holzbau des dortigen Klosters in einen Steinbau verwandelt, auch den Dom neu aufführen nach dem Vorbild der Kölner Kirche. Schon standen die Säulen und ihre Arkaden, die Nebenschiffe waren errichtet, da stirbt der Bischof 1045, und sein Nachfolger, der aus der Jugendgeschichte Heinrichs IV. bekannte Adalbert, ändert nunmehr den Plan. Nicht mehr dem Vorbilde von Köln, sondern dem des Domes von Benevent soll seine Kirche folgen. Aber die Zufuhr von Steinen stockt; nun läßt er, voll Begierde, das große, seinem Namen ruhmbringende Werk zu vollenden, die eben im Bau befindliche Stadtmauer wieder niederlegen, um ihre Steine für den Kirchenbau zu verwenden. Wohl mochten derartige Erscheinungen in ihrer allgemeinen Verbreitung den Denkenden unter den Mitlebenden die Frage nach ihrer ursächlichen Begründung nahe legen. In der That beschäftigt sich der Mönch Rudolf der Kahle von Cluny damit; er glaubt in ihnen einen Ausfluß des Jubels erkennen zu sollen, der die Menschheit durchdrang, als der gefürchtete Weltuntergang am Schluß des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung nicht eingetreten. Er irrt. Hat auch die Lehre vom Chiliasmus damals vielfach die Gemüter, namentlich der niederen Stände, beunruhigt, so ist sie doch nur nebensächlich an den uns beschäftigenden Erscheinungen von Einfluß gewesen; diese finden vielmehr ihre Erklärung vollumfänglich in der allgemeinen Weltlage, der Machtstellung des Reiches, der Konsolidierung aller Verhältnisse und der Verbreitung eines relativ großen materiellen Wohlstandes in den oberen Klassen.

Die tektonische Entwicklung, deren Anfänge wir im vorigen Kapitel verfolgt, wird unter so günstigen Verhältnissen nunmehr mächtig gefördert. Aus der sich seit Jahrhunderten anbahnenden Durchbringung einer in entarteter Form fortlebenden römischen Baukunst mit der künstlerischen Individualität der neuen Völker klärt sich jetzt allorten der neue Stil ab. Allmähig tritt ein in sich harmonisch ausgereiftes künstlerisches Gebilde an die Stelle der tastenden Übergangsformen; freilich im ersten Jahrhundert noch in der Herbeität und Strenge einer mit den technischen und konstruktiven Problemen ringenden Jugendzeit. Wie bei den auf verwandter, wenn auch keineswegs gleicher Grundlage sich vollziehenden Vorgängen des sprachwissenschaftlichen Gebietes, bezeichnet



man das Ergebnis dieser Durchdringung mit dem Worte „romanisch“: hier romanische Sprache, dort romanische Baukunst. Letztere freilich entwickelt sich auch auf dem Boden, auf dem die Römerherrschaft nicht dauernden Fuß gefaßt, oder auf dem ihre Errungenschaften durch die späteren Ereignisse vernichtet worden waren; denn wo immer bei den Barbarenvölkern Ansätze der Kultur sich zeigen, müssen sie sich im Anschluß an die römische Entwicklung entfalten. Roms Zivilisation war die der Welt überhaupt gewesen.

Günstig für das Ausreifen einer selbständigen Entwicklung wirkte auch der Umstand, daß Sachsen zunächst das Hauptland der Bewegung blieb. Hier war jungfräulicher Boden; es fehlten die Werke des Römertums, die da, wo sie vorhanden waren, durch ihre Monumentalität so nachhaltigen Einfluß auf das Schaffen der neuen Völker übten, daß sie die lokale Entwicklung vielfach in ganz bestimmte, ihrer eigenen Formgebung entsprechende Richtung wiesen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür sind die romanischen Schulen Frankreichs. Andererseits kamen gerade die sächsischen Großen durch ihre nahen Beziehungen zu den Königshäusern, von denen das ältere ihrem Stamme entsprossen, das jüngere gern in ihrem Lande residierte, in häufige Berührung mit Italien und hatten so Gelegenheit, an reinerer Quelle antike Formgebung zu studieren, als es diesseits der Alpen möglich war, wo das meiste Vorhandene erst den letzten Jahrhunderten der antiken Welt angehörte. Aber die Zeit ist vorüber, wo man den formalen Anschluß an die Antike sucht; man ist imstande und naiv gewillt, eine selbständige architektonische Sprache zu reden. Davon zeugen schon im Beginn dieser Periode die Bauten des Bischofs Bernward von Hildesheim, eines Mannes, dem entscheidende Bedeutung für die Kunstgeschichte des ersten Jahrhunderts im nördlichen Deutschland beizumohnt.

Einem sächsischen Adelsgeschlechte entsprossen, war Bernward im Hildesheimer Domkloster erzogen worden. Hier hatte seine glänzende Begabung die Aufmerksamkeit seines späteren Biographen, des Vorstehers der Schule, Tangmar erregt; durch sie zog er auch die Augen des Mainzer Erzbischofs Willigis wie die der Kaiserin Witwe Theophanu auf sich. Sie vertraute ihm, als er etwa 27 Jahre alt war, die Erziehung des jungen Kaisers Otto III. an, die er fünf Jahre lang, bis 991, leitete. Bei dem geringen Stande des Wissens seiner Zeit war er auf den verschiedensten Gebieten bewandert; ein erfahrener Staatsmann, gelegentlich Krieger und Arzt, besaß er reiche wissenschaftliche Kenntnis, künstlerisches Geschick und Können; als Maler, Goldschmied, Metallarbeiter, vielleicht auch als Architekt war er selbst thätig. Als Bischof von Hildesheim (seit 992) geht er im Jahre 1001 nach Italien, wo er sechs Wochen lang im kaiserlichen Palast zu Rom Aufnahme findet. War die Reise auch im politischen Interesse seines bischöflichen Stuhles unternommen, so ist sie ihm doch zugleich eine Studienfahrt. An diesen römischen Aufenthalt erinnert die Säule, welche er später in seinen Bronzegießstätten zu Hildesheim ausführen ließ: spiralförmig um den Schaft angeordnet zeigt sie Darstellungen aus der Lebensgeschichte des Heilandes; eine verkleinerte Nachahmung der Trajanssäule. Heute ist das Werk auf dem Domplatze zu Hildesheim aufgestellt, einst diente es wohl als Osterleuchter in Bernwards Hauptbau der St. Michaelskirche. Für dasselbe Gotteshaus goß er, ebenfalls in Italien gesehene Vorbilder reproduzierend, die ehernen Thüren, welche heute das Hauptportal des Domes schmücken.



Auf einem Hügel nördlich von der damaligen Stadt erwuchs St. Michael, der Lieblingsbau Bernwards, welcher, zu seiner Grabeskirche bestimmt, in den letzten Jahren sein Interesse vorwiegend in Anspruch nimmt. Am Michaelistage 1015 wird die Krypta geweiht; gerade sieben Jahre später, unmittelbar nach Bernwards Tode, vollzieht dessen Nachfolger Godehard die Weihe mehrerer Altäre, aber erst der Michaelstag des Jahres 1033 sieht die Vollendung des ganzen Baues, — und schon die nächsten Pfingsten wieder die Zerstörung. Ein Blitzstrahl äschert am Sonnabend vor dem Feste die Kirche ein. Es folgen Reparaturen und neue Brände, bis endlich im Jahre 1186 wieder am Feste des Erzengels, dem sie gewidmet, die Weihe der umgebauten Kirche stattfindet. — Nur Bruchstücke des alten Gebäudes haben sich im Aufbau des neuen erhalten: vielleicht ein Teil der Mauern des Langhauses, dessen Pfeiler und einige der Säulen, die Emporen der Kreuzarme, so wie eine Anzahl von Details; der Grundriß aber ist mit einzelnen nebenjächlichen Abänderungen der gleiche geblieben; eine Anlage

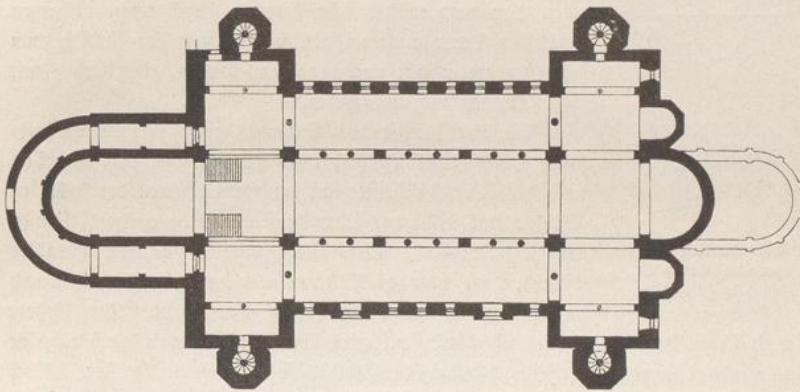


Fig. 25. St. Michael zu Hildesheim.

von einem in Sachsen nicht wiederkehrenden Reichtum der Gliederung, zugleich der erste in seinen Einzelheiten in bestimmten Verhältniszahlen entworfene Basilika-Grundriß, den wir kennen. Das Mittelschiff hat die dreifache Länge seiner Breite, zerfällt also in drei Quadrate. In den Grenzpunkten derselben stehen viereckige Pfeiler, zwischen die jedesmal zwei Säulen eingeschoben sind. Der in Gernrode und der Wipertikrypta in den ältesten Beispielen vorliegende Wechsel von Pfeiler und Säule ist hier also in ein rhythmisches Verhältnis gebracht. Breite Nebenschiffe schließen sich an das Mittelschiff. Im Osten und Westen legt sich je ein Kreuzarm in der Ausdehnung von ungefähr drei Mittelschiff-Quadraten an das Langhaus und an ihn im Osten eine halbrunde Apsis, die das zwölfte Jahrhundert durch einen verlängerten Chorbau ersetzte, während die heutige Grundform des westlichen Altarhauses mit seinem an die ähnliche Anlage auf dem Plan von St. Gallen erinnernden umlaufenden Korridor die alte sein dürfte. An die Giebelmauern der Kreuzarme lehnen sich Treppentürme, welche unten polygon, oben rund sind und den Zugang zu den in den Kreuzarmen



angebrachten Emporen bilden. Diese von je zwei Arkaden getragenen Emporen nehmen nur den über die Seitenschiffe hinausragenden Teil der Kreuzarme ein. Sie öffnen sich in drei von Säulen getragenen Bögen gegen den Hauptraum; einer der Kreuzarme besitzt über dieser Galerie noch eine zweite niedrigere, mit fünf durch kleine Säulen getrennten Öffnungen. Die Kapitelle der Säulen aus Bernwards Zeit zeigen bereits die charakteristische Form des frühromanischen Stils, den Würfelknopf, in konsequenter Anwendung, wennschon noch in etwas plumper Form; über ihm der vom Altertum entlehnte Gebälkwürfel mit reichem Gesims in einer an die Antike anlehnenden Profilbildung mit Perlstab. Charakteristisch für Bernward ist auch der energisch durchgeführte Wechsel von weißen und roten Steinen; selbst die Säulen zeigen ihn: Basis und Kapitell weiß, der Schaft rot; den gleichen Schichtenwechsel bieten alle älteren Teile der Außenmauern, und dasselbe Farbenspiel wiederholte sich an den von Bernward errichteten Stadtmauern und -türmen Hildesheims. Wahrscheinlich schon im alten Bau war endlich jede Vierung durch einen niedrigen quadratischen Turm ausgezeichnet, so daß wir hier bereits, zum erstenmal unter den erhaltenen Werken, eine Anlage mit sechs Türmen vor uns haben. —

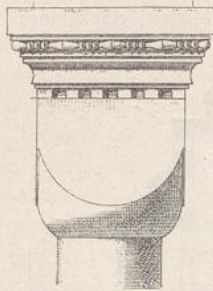
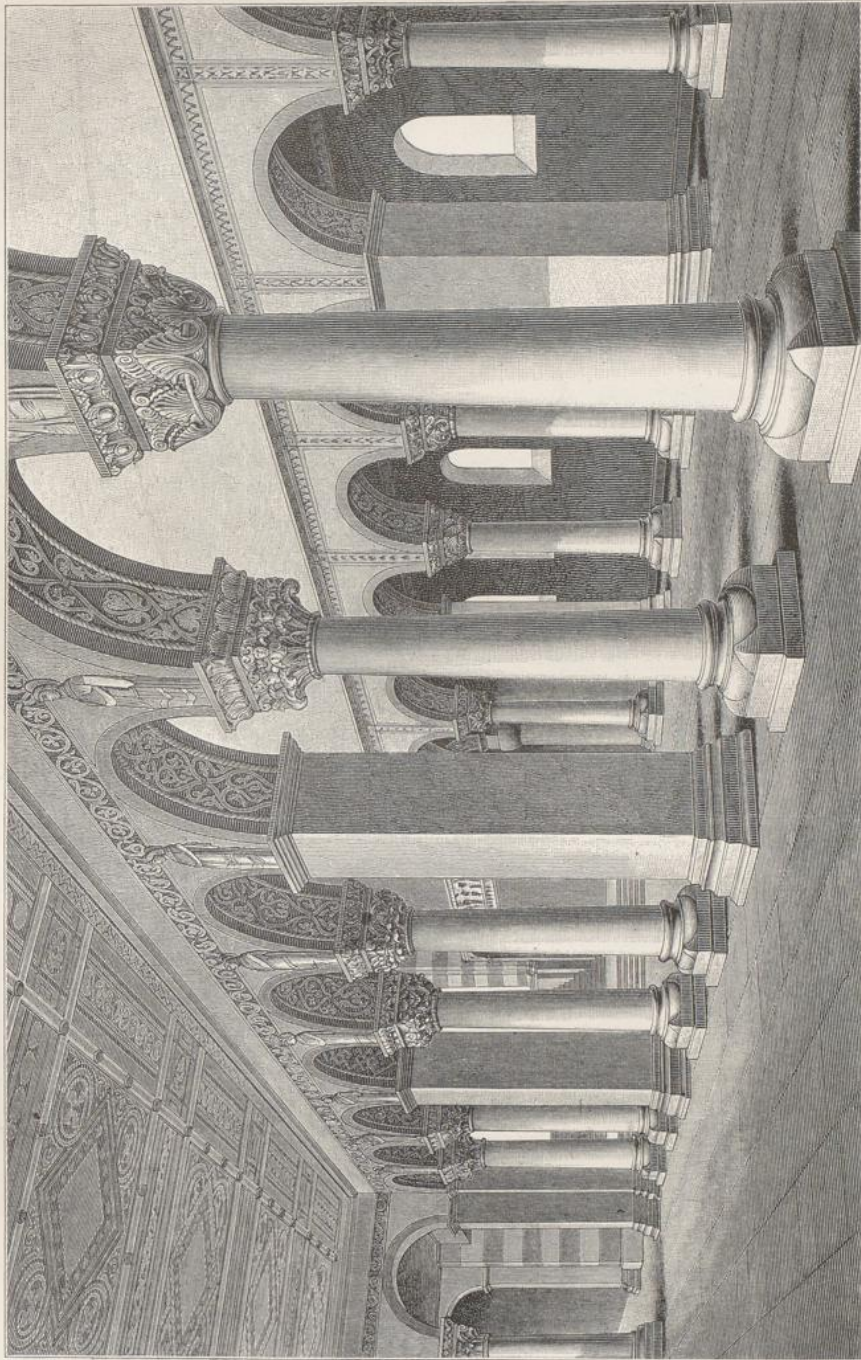


Fig. 26. Kapitell einer der Bernwardssäulen zu St. Michael in Hildesheim.

Die Verhältnisse des Aufbaues zeigen eine bemerkenswerte Leichtigkeit. Freilich läßt der Umstand, daß zum Teil noch erhaltene Inschriften an den Aufsatzstücken der schlanken Säulen uns belehren, jeder derselben seien einige Reliquien eingelegt worden, über das Zeugnis frommen Gemütes hinaus, doch auch das Mißtrauen erkennen, welches man noch in die eigenen konstruktiven Fähigkeiten setzt. Das Äußere ist noch schmucklos, glatte Mauerflächen, die, wenn überhaupt, so nur durch einzelne Eisen oder gelegentlich große Blendarkaden belebt sind; einfache Fenster. Noch fehlt selbst der später so allgemein gültige Rundbogenfries.

Durch hundert Jahre und mehr waren die Bauten Bernwards schulbildende Norm im Hildesheimer Sprengel und weit über dessen Grenzen hinaus im ganzen Sachsenlande. Bezeichnend für die ganze Gruppe und in einer Fülle von Beispielen noch erhalten ist in erster Linie der erwähnte, freilich nicht erst durch Bernward aufgekommene Wechsel von Pfeilern und Säulen; in älterer Zeit findet sich auch noch die Vorliebe für doppelstöckige Anlagen. Ganz dem Schema von St. Michael (Doppelchor und Wechsel von einem Pfeiler mit zwei Säulen) folgten die heute nur in veränderter Gestalt erhaltenen Klosterkirchen zu Ilfenburg (geweiht 1087) und Hufeburg (geweiht 1121) so wie in Hildesheim selbst der im achtzehnten Jahrhundert inkrustierte Dom und St. Godehard. Den Doppelchor bei regelmäßigem Stützenwechsel hat die Kirche zu Drübed und hatte die ursprüngliche Anlage von Gandersheim (nach 973), welche ein Jahrhundert später durch Brand unterging. Den Wechsel von zwei Säulen mit einem Pfeiler bei ausgebildeter





St. Michael in Hildesheim.







Westfront und Ostchor weisen auf die Stiftskirchen zu Quedlinburg, Wunsdorf und die heutige Anlage von Gandersheim, ferner die Klosterkirchen zu Gröningen, Alus, Bursfelde und Frose. Alle diese Bauten waren wie St. Michael ursprünglich flach gedeckt; zumeist haben sie Krypten. Zu Gernrode, St. Michael, der dem zwölften Jahrhundert angehörenden Liebfrauenkirche zu Halberstadt u. a. erstrecken sich diese auf Altarhaus und Vierung, nicht aber auf die Kreuzarme und liegen ziemlich flach, so daß der Kirchenflur über ihnen stark erhöht ist. Dadurch werden die Kreuzschiffe von dem Zusammenhange mit dem übrigen Kirchenraume abgeschnitten, sie bilden rechtwinklige kapellenartige Räume für sich, wie dies in der alten Zeit überhaupt üblich war; offene Arkaden gestatteten von letzteren sowie vom Mittelschiff aus zumeist den Einblick in die Krypta. Diese ganze ursprüngliche Anordnung hat sich mit ihrer für die Geschichte der Skulptur wichtigen Dekoration in St. Michael ziemlich intakt erhalten.

Der regelmäßige Wechsel von Pfeiler und Säule, den schon das zehnte Jahrhundert in Sachsen gekannt und der im elften dort weiteste Verbreitung findet, kommt selbst im zwölften noch in den drei Klosterkirchen zu Heiningen, Hecklingen, Wilhelmshausen und zu St. Nicolai in Erfurt, endlich in einem Beispiel, der Cisterzienser Nonnenkirche zu Wiebelsbachhausen, sogar noch im dreizehnten Jahrhundert vor. So beliebt aber auch dieser Stützenwechsel in Sachsen ist — und zwar hier allein von allen deutschen Provinzen — so gewinnt er doch nur im Harzgebiet vorwiegende Bedeutung. Neben ihm bleibt auch in Sachsen allervärs die Pfeilerbasilika in Gebrauch; ganz überwiegend in Westfalen.

In diesem Teil der alten sächsischen Gebiete tritt der Pfeilersäulenbau überhaupt nur fünfmal auf (Steinhausen, Lügde, Rhynern, Aplerbeck, St. Peter in Soest) und zugleich mit ihm eine sonst nicht wiederkehrende Variante, nämlich daß die einfache Rundstütze durch ein schlankes Säulenpaar ersetzt wird. Derart sind die Kirchen von Vöke, Böle, Delbrück, Hörste, Opherdie und Berne. Sonst herrscht in Westfalen der Pfeilerbau ausschließlich, und das nicht aus Zufall. Denn unverkennbar besteht hier ein gewisser Gegensatz zu den im übrigen Sachsen geltenden architektonischen Prinzipien. Geht man dort auf die harmonische Gestaltung des Grundrisses, die schönheitsvolle Ausbildung des Aufbaues und der Details aus, schweben mit einem Wort den dortigen Architekten vorwiegend ästhetische Ziele vor, so sind es konstruktive Probleme, die den westfälischen Baumeister beschäftigen. Früher als sonst irgendwo ist in diesem Lande die Kunst des Wölbens allgemein bekannt; statt der weiträumigen aber flachgedeckten Basilika, wie sie sonst auftritt, begnügt man sich, solange man es noch nicht versteht große Räume zu überdecken, lieber mit kleineren Bauten, um diesen feuerfeste Decken zu geben. Der Gewölbebau aber verlangt der größeren Stabilität wegen den Pfeiler.

Dome, Bauten.

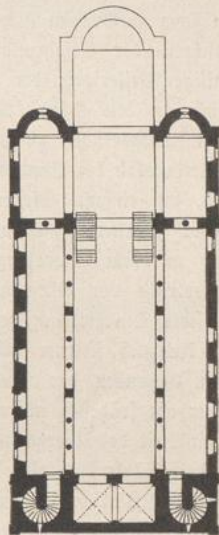


Fig. 27.  
Stiftskirche zu Quedlinburg.



Von den sächsischen Pfeilerbauten außerhalb Westfalens ist die rohe, in Trümmern liegende Kirche zu Walbeck (gew. 1011) selbst älter als St. Michael in Hilbesheim. Hier tritt der Pfeiler in seiner primitivsten Form, als einfaches Rechteck im Grundriß auf; ebenso in den Klosterkirchen zu Marienthal (1138—46), Königsutter (1135 beg.), Breitenau (1113—1132), Mandelsloh, der Liebfrauenkirche zu Halberstadt (1135—46), dem Dom zu Bremen (um 1050), den Kirchen zu Büden und Vessera (um 1050). Bei fortschreitender Erfahrung auf technischem Gebiet genügte dann die einfach rechtwinklige Pfeilerform dem Geschmack nicht mehr, man suchte die Stütze durch Abfassung an den Ecken, Anordnung von Ecksäulchen oder Vorlage von Halbsäulen abwechslungsreicher zu gestalten. Hierher gehören beispielsweise die Klosterkirchen zu Frederloh bei Gimbeck (1130), Niechenberg, Wechselburg, Marienberg bei Helmstädt, wo einfache Pfeiler mit solchen, die an den Ecken abgefaßt sind, wechseln. Reicher gestaltet sich dann die Gliederung der Pfeiler beispielsweise in der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Erfurt (1142—47), um endlich in der prachtvollen Klosterkirche von Bürgelin aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts zu wahrhaft klassischer Durchbildung zu gelangen.

Ungleich seltener als die bisher besprochenen Stützenstellungen findet sich in diesen Gegenden der reine Säulenbau. Die Bartolomäuskapelle zu Paderborn, in der er am frühesten auftritt, gehört ihrem Stilcharakter nach, wie wir gesehen, noch in die Zeit des Überganges von der karolingischen zur romanischen Architektur. Hier ist der Säulenbau also ein letztes Nachleben antiker Baugewohnheit und dadurch durchaus erklärlich. Die romanischen Säulenbasiliken Sachsens aber sind wahrscheinlich sämtlich direkt oder indirekt aus Schwaben importiert, wo diese Form die herrschende war; und zwar ist für einen Teil der sächsischen Säulenbauten der Weg, auf dem dies geschehen, noch heute wahrscheinlich zu machen. So erbaut bald nach 1050 Bischof Hezilo auf einem Berge im Südwesten der Stadt Hilbesheim die St. Moritzkirche, die einzige Säulenbasilika, welche das elfte Jahrhundert in Sachsen kennt. Ihr Architekt war vermutlich Benno, der nachmalige Bischof von Osnabrück. Wenigstens lebte er damals in Hilbesheim und sein Biograph berichtet von seiner Bauhätigkeit für Hezilo. Benno aber hatte seine Jugend in Schwaben verbracht und dort also allgemeinste Verbreitung des reinen Säulenbaues gesehen. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts entsteht die große Säulenbasilika zu Paulinzelle, einer der räumlich bedeutendsten Bauten des Landes überhaupt. Hier ist der Import aus dem schwäbischen Kloster Hirsaau direkt nachweisbar und zu Paulinzelle wieder zeigt die Klosterkirche von Hamersleben (gegründet nach 1112, geweiht 1135) so übereinstimmende Formen im Gesamtaufbau und Detail, daß zwischen den Bauhöfen beider mindestens nahe Beziehungen stattgefunden haben müssen, wenn nicht der gleiche Architekt hier wie dort thätig war. Dagegen ist die Herkunft der Säulenbasilika des erst 1170 gestifteten Klosters Mansfeld, sowie die der beiden westfälischen Säulenbauten Neuenheerse bei Paderborn (nach 1165) und der heute fast völlig verschwundenen Cisterzienserkirche Hardehausen zur Zeit nicht nachweisbar. Da aber die Cisterzienser-Bauten sich überhaupt nur in sehr bedingter Weise den lokalen Bauhöfen einreihen lassen, so ist Hardehausen eigentlich auch nicht in die Werke des sächsischen Provinzialismus einzubeziehen.



Eine weitere Eigentümlichkeit des letzteren, die Anlage von je einer halbrunden Apsis in der Ostmauer der Kreuzarme, bietet bereits die Gernroder Kirche; an mehr als zwanzig Bauten ist sie in den beiden folgenden Jahrhunderten nachweisbar. Von ihnen zeigen die Liebfrauenkirche in Halberstadt, die Klosterkirchen zu Lippoldsberg, Hamersleben, Heiningen, Gandersheim und Bürgelin noch die Besonderheit, daß die Nebenschiffe sich jenseits der Vierung in der ganzen Länge des Altarbaues fortsetzen, der Chor somit auf gleicher Höhe in drei Apsiden schließt; und noch im dreizehnten Jahrhundert bietet die Ulrichskirche zu Sangerhausen dieselbe Anordnung. Zwei weitere Apsiden an den Kreuzarmen zu den drei Chornischen fügen die Klosterkirchen von Paulinzelle, Königsutter, Breitenau und, in ihrer ursprünglichen Gestalt, Wunsdorf. Auf die fünf Apsiden von St. Godehard zu Hildesheim und der Klosterkirche zu Jinna ist unten noch zurückzukommen; letztere gehört als Cisterzienserbau nicht in die sächsische Gruppe, erstere verdankt aus Frankreich kommenden Anregungen ihren Ursprung. — Allgemein verbreitet ist im Westen der Kirchen zwischen den Türmen die Vorhalle mit Empore darüber, wie wir sie in Norvege kennen gelernt. Auf dieser war in den Nonnenkirchen noch im zwölften Jahrhundert, wie ausdrücklich überliefert ist, gegenüber dem Altar der Ehrensitz der Äbtissin.

Aus den ältesten Formen des Turmbaues, wie sie Aachen und Gernrode bieten, entwickelt sich allmählig die Front in mancherlei Abarten. Es verschwinden die kleinen runden Treppentürme neben dem rechtwinkligen Hauptturm. Oben deckt diesen in den älteren Werken meist ein Sattel-, später, als er quadratisch wird, ganz allgemein ein Pyramidenbach. Bei kleinen Werken, namentlich bei Dorfkirchen allerwärts üblich, ist diese eintürmige Front doch vornehmlich in Westfalen zu Haus; dort bieten die großen Dome von Minden, Paderborn und Soest dafür drei eigenartige, in sich ganz verschiedene Beispiele, deren wuchtige Erscheinung zugleich charakteristisch ist für den baulichen Charakter des westfälischen Landes überhaupt. Der älteste von ihnen ist der Turm des Domes zu Paderborn, erbaut zwischen 1058 und 1068, und zwar noch ganz im ältesten Schema. Ohne Gliederung steigt die Hauptmasse auf quadratischem Grundriß empor, bis zu halber Höhe von zwei runden Treppentürmchen begleitet. Diese deckt ein Kegeldach, während der Hauptturm vier Giebel zeigt, die durch ein Kreuzdach verbunden sind. Der obere Teil ist von achtzehn Schallöffnungen in sechs Reihen übereinander durchbrochen, jede der Öffnungen durch ein Mittelsäulchen in zwei Rundbogen zerlegt. Das Rosenfenster im unteren Teile des Turmes ist offenbar später eingesetzt. Ein Analogon zu diesem Bau bildet der Turm der Abteikirche von Freckenhorst bei Warendorf. — Aus der gleichen Zeit wie Paderborn (1062—1072) stammt der Turm des Domes zu Minden. In der ganzen Breite der drei Schiffe steigt hier die schmucklose Mauer bis zu beträchtlicher Höhe auf. Über kleinem Karnieß öffnen sich dann fünf Schallöffnungen mit Teilungssäulchen. Darüber

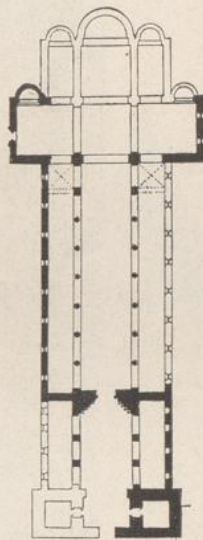


Fig. 28.  
Grundriß von Paulinzelle.



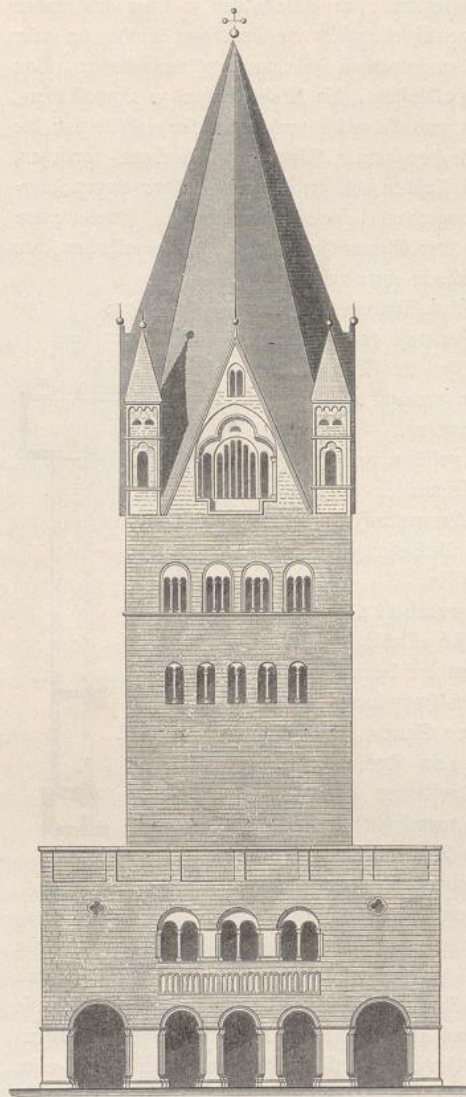


Fig. 29. Fassade des Domes zu Soest.

steigt das schmalere Mittelstück mit einer Galerie von vier Schallöffnungen auf, um dann wie die niederen Seitenteile im Satteldach zu schließen. Vor die Front legt sich eine einfache später gotifizierte Vorhalle mit halbrunder Thür und sechs- bogiger Säulengalerie darüber. — Dem Mindener Bau verwandt ist die Turmbildung der Kirche zu Bunsford, während in Fischbach und Melverode gar die Mauern in der Breite aller drei Schiffe turmartig hinaufgeführt sind.

Origineller als alle diese Anlagen ist die Westfront des Domes St. Patroklus zu Soest. Unwillkürlich gemahnt sie an die Erscheinung der italienischen Stadthäuser. Von ihnen hat auch wohl der Architekt die Anregung für diese in Deutschland sonst nirgends wiederkehrende Form geschöpft: vor die ganze Breite der Kirche legt sich ein etwa quadrater Vorbau, aus dem der viereckige Turm aufsteigt. Eine achteckige Pyramide schließt diesen; da wo das Viereck in das Achteck umsetzt, steigen kleine viereckige Ecktürmchen auf, jeder wieder mit einem Pyramidendach geschlossen; zwischen ihnen begrenzt ein spitzer Giebel jede der Frontseiten. Die reichere Gliederung dieser Oberteile, das Vorkommen von Kleeblatt- und Spitzbögen in ihnen deutet freilich auf eine Erbauungszeit, die über die uns hier beschäftigende Periode hinausreicht

und bereits den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts angehört. Die Hauptmasse ist durch zwei Reihen rundbogiger Schallöffnungen gegliedert; auch sie schon überschlägt, unten zwei-, oben dreiteilig, in ihrer ganzen Erscheinung auf die Spätzeit des romanischen Stiles deutend. Das interessanteste Stück der Anlage aber ist der den Turm umschließende niedrigere Bau. Im Erdgeschoße bildet er zum größten Teil



eine zur Kirche gezogene Vorhalle; von ihr steigen zwei bequeme Treppen zum Oberstockwerk, wo wahrscheinlich eine gesonderte Kapelle angeordnet war. An der Front aber öffnete sich das untere Geschoß in ganzer Breite in fünfbogigem Laubengang gegen den Platz, als Halle vor den drei Eingängen der Kirche. In der Fassade über der Arkadenstellung eine kleine Blendarkadengalerie und dann drei große zweiteilige Rundfenster, die einen im Obergeschoß, über dem Mittelteil der Halle angeordneten Saal erleuchteten, welcher als Rüststammer der Stadt diente. Das heut flache Dach legte sich einst schräg gegen die Turmmauern. — Dem Worte mag die Abbildung (Fig. 29) zu Hilfe kommen, um ein ungefähres Bild des eigenartigen und zugleich in Verhältnissen und Details fein abgewogenen und künstlerisch reifen Bauwerkes zu geben, welches die volle Entwicklungshöhe des Stiles zeigt.

Der Aufbau der zweittürmigen Front, deren ältestem erhaltenen Beispiel wir in den Unterteilen der Westfassade von Norvege begegnet waren, ist in der frühen Zeit sehr primitiv. Aus dem gemeinsamen bis zu beträchtlicher Höhe geführten Unterbau steigen die zwei Ecktürme viereckig und kurz auf; das Mauerstück zwischen ihnen ist mit einem nach Ost und West abfallenden Satteldach gedeckt; gleiche nach Nord und Süd geneigte Satteldächer (Frederiksholm, freilich in späterem Umbau), oder kurze, später schlanker werdende Pyramiden decken die Türme. Früh schon stellt sich dann die Gepflogenheit ein, diese Türme in beliebiger Höhe ins Achteck umzusetzen; aber immer bleibt als Charakteristikum sächsischer Bauweise die hoch hinaufragende Glockenstube zwischen denselben. Innerhalb dieser Grundgedanken treten natürlich die mannigfachsten Varianten auf. Sehr reif, aber unverkennbar von französischen Einflüssen durchsetzt, welche in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Boden gewinnen, ist die nur teilweise erhaltene Fassade von St. Maternian in Bischen; mehr den deutschen Charakter wahrt die der Liebfrauen-

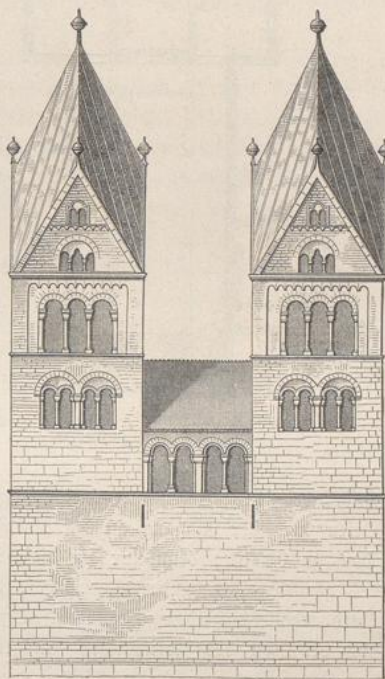


Fig. 30. Oberteil der Westfront der Liebfrauenkirche zu Halberstadt.

kirche in Halberstadt mit ihren rheinischen Rhombenhauben auf den Türmen, dem Satteldach über den Schallöffnungen der Zwischenstücke und den schmucklosen Unterteilen.

Nur selten treten in Sachsen zu den Türmen der Westfront solche an anderen Teilen der Kirche hinzu: das Beispiel der Hildesheimer St. Michaelskirche mit ihren sechs Türmen, welche selbst wieder die Tradition der großen Klosterkirchen des neunten Jahrhunderts festhält, bleibt ohne Nachfolge. Gelegentlich begegnet man wohl



Bieringstürmen, so u. a. in reicherer Entwicklung zu Königsutter und St. Godehard in Hildesheim; zwei Türmen an den Kreuzarmen in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt, den Kirchen zu Hamersleben, Freckenhorst u. a.; die vieltürmige Silhouette aber, wie sie noch heute die großen Dome und die Benediktiner-Abteien des Rheinlandes bieten, ist im ganzen dem sächsischen Provinzialismus nicht sympathisch. — Nicht immer verbindet sich in älterer Zeit mit der Westfront auch ein Eingang: er fehlt beispiels-

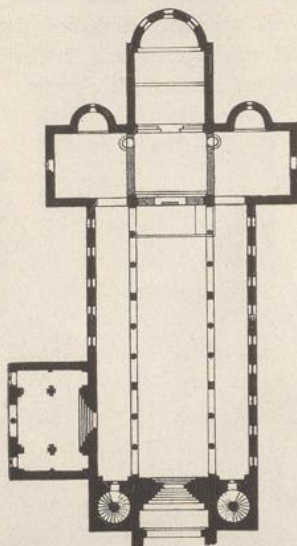


Fig. 31. Dom zu Goslar.

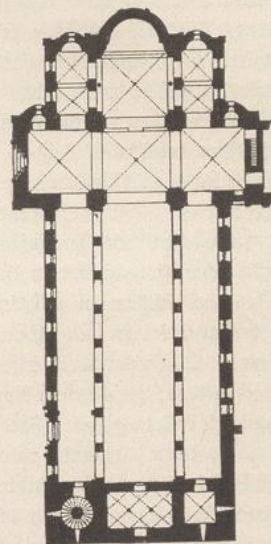


Fig. 32. Stiftskirche zu Königsutter.

halber bei den Fassaden von Riechenberg, Königsutter und Baderborn. An anderen Orten war der Eingang an der Nordseite wenigstens der ausgezeichnetere: so am Dom zu Goslar; denn nur auf diese Weise ist die prachtvolle, erst in der Spätzeit des zwölften Jahrhunderts errichtete, heut in ihrem Unterteil wenigstens erhaltene Nordvorhalle desselben zu erklären. Offenbar haben wir es hier mit einer Nachwirkung aus der Zeit der zweithürigen Anlagen zu thun; bei ihnen war der Eingang an den Langseiten von Natur geboten; die Macht der Gewohnheit aber hielt ihn dann noch in einer Zeit an dieser Stelle aufrecht, in der der Westchor bereits verschwunden war. Die Nordseite aber erhielt in alter Zeit das Portal, weil an die Südseite sich zumeist der Kreuzgang lehnte.

Das Innere all dieser Kirchen zeigt oder zeigte doch ursprünglich flache Decken. Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, volle hundert Jahre später als im Rheinlande, tritt die Wölbung allgemeiner auf, zuerst an den Chorräumen und Nebenteilen: derart ist beispielsweise die Deckenbildung der Kirche zu Königsutter (beg. 1135). Zuletzt erst wagt sie sich an das Hauptschiff. Ist die Wölbung auch seit ältester Zeit im Lande gelegentlich zur Überdeckung kleiner Räume, namentlich der Krypten, angewendet



worden, so erfolgt ihre reichere Ausbildung und spätere allgemeine Anwendung doch wohl auf Grund neuer von außen herantretender Anregungen. Nur in Westfalen ist die Entwicklung eine autochthone. Bald nach dem Jahre 1000 beginnen dort die Experimente in der Kunst des Wölbens, die u. a. zu einer eigentümlichen Abart der romanischen Kirchenform führen: die Basilika ist auf westfälischem Boden nämlich oft durch eine Anlage mit drei gleich hohen Schiffen (Hallenkirche) ersetzt, wobei in der Deckenbildung neben dem in Sachsen und in ganz Deutschland üblichen einfachen Kreuzgewölbe allerlei Versuchsbildungen auftreten. Derart war bereits die Anlage der Bartholomäuskapelle zu Paderborn: ein Hallenbau mit kuppelartigen Decken. Daß darüber hinaus die Bauten der roten Erde noch im zwölften Jahrhundert meist im Innern bescheiden gegliedert, im Äußeren fast jeder Gliederung bar sind und vielfach in dieser entwickelten Zeit noch den Eindruck bloßer Bedürfnisbauten machen, entspricht nur dem konservativen Charakter der Westfalen.

Das gebundene romanische System, dessen allmähliges Ausreifen wir bei der Betrachtung der rheinischen Bauten beobachten werden, kommt spät erst von dort nach Sachsen: unter den großen Werken als frühestes und zugleich wichtigstes Beispiel im Dom zu Braunschweig, der bevorzugten Stiftung Heinrichs des Löwen. 1173 gegründet und 1227 geweiht, kann diese Kirche fast als Normalanlage der gewölbten Pfeilerbasilika des rein romanischen Stiles gelten. Die Stützen der vier Langhausjoche sind in den Hauptpfeilern kreuzförmig mit Halbsäulenvorlagen nach dem Mittelschiff, in den Nebenseilern einfach quadrat, beidemale mit Eckäulchen gegliedert, die Kreuzgewölbe gurtlos gebildet. Alle Details einfach und schlicht, kein Blattwerkornament; am Äußeren ringslaufende Rundbogenfriese mit Eifen. Das Ganze aber bis auf die erst in gotischer Zeit in den Oberteilen vollendete Fassade ein durchaus einheitliches Werk, streng aber harmonisch in allen Teilen und von vollendetem Rhythmus der Verhältnisse. Von dem tiefen Eindruck, den dieses ernste Werk auf die Zeitgenossen gemacht, zeugt der Umstand, daß es zu Ratzburg nachgeahmt wurde und daß die Bildung der Front mit den hohen Achtecktürmen nicht nur für ganz Braunschweig, sondern weit hinein in das Land tonangebend geworden ist.

Die sächsische Entwicklung im ganzen aber geht andere Bahnen. Der Gewölbebau bleibt vorerst vereinzelt; vielmehr macht sich in der Mehrzahl der Kirchen seit dem Ende des elften Jahrhunderts die Tendenz auf ästhetische Durchbildung der einmal gewonnenen Grundform geltend. Zumeist bescheiden in den Maßen, zeichnen sich die besseren Werke des zwölften Jahrhunderts durch ihre harmonische Gesamterscheinung, durch schlanke freiräumige Verhältnisse und häufig eine Fülle anmutiger und fein durchgeführter Ornamente aus.

Die Bildung des Pfeilers gestaltet sich, wie schon hervorgehoben, allmählig abwechslungsreicher, das Würfelkapitell bedeckt sich mit ornamentalem oder selbst figurlichem Schmuck, in dem gelegentlich die mittelalterliche Tierhymbole ihr Spiel treibt. Schon die Einleitung wies darauf hin, wie wenig wir über die Gestaltung des altgermanischen Holzbaues unterrichtet sind. Daß seine Balken mit farbig bemaltem flachen Schnitzwerk verziert waren, ist eine der wenigen Hypothesen, welche wir über die



künstlerische Gestaltung desselben mit einiger Wahrscheinlichkeit wagen können. Von früh an zeigt nämlich der Haussteinbau vornehmlich in Sachsen eigenartige Bandverschlingungen, gelegentlich sogar mit grotesker Hinzunahme von Tier- und Menschenverbildungen, die keineswegs primitive Entwicklungsformen sind, sondern in der Sicherheit und Gleichmäßigkeit ihrer Linienführung bereits eine feste Tradition in der Behandlung solcher Motive offenbaren. Man darf deshalb voraussetzen, daß dieselben aus dem Holzbau der alten Zeit übernommen sind, wie sie ja auch im Holzbau des späteren Mittelalters noch lange wach bleiben, nachdem der Hausstein sie abgeworfen. Sonst beruht im wesentlichen das Ornament der romanischen Zeit auf der Voraussetzung der Antike. Von ihrem Akanthus stammt das Blattwerk der romanischen Zeit und ihre Tierornamentik ist es auch, welche das Mittelalter in seiner barockphantastischen Weise umbildet. Denn je mehr sich der Schleier lüftet, welcher über der Urzeit der nordischen Völker liegt, desto mehr Beweise finden sich, daß auch sie die Grundstoffe für ihr künstlerisches Denken von der griechisch-römischen Kunst überkamen — soweit es sich nicht um gewisse fast allen Völkern gemeinsame Urformen



Fig. 33. Kapitell in der Krypta der Schloßkirche zu Quedlinburg.

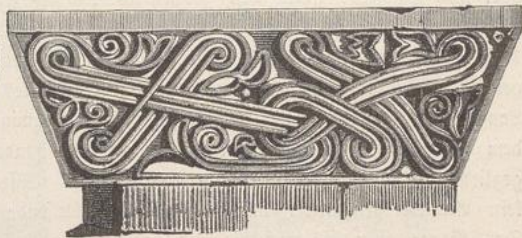


Fig. 34. Fries aus der St. Ulrichskirche zu Sangerhausen.  
(Doppelter Maßstab von Fig. 33.)

des Ornaments handelt. Germanisch, nordisch ist nur die Willkürlichkeit, mit der die einzelnen ikonischen Elemente behandelt und verschmolzen, die Lust, mit der diese phantastischen Gebilde am Bau verwendet werden, von jenem wunderlichen Kapitell zu Gernrode mit seinen Menschenköpfen an, zu dessen Entstehung offenbar ein spät-römisches korinthisches Kapitell den Anstoß gegeben, bis herunter zu den gotischen Fragen, Wasserspeiern und Misericordien.

Seit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts erscheint in Sachsen wie allwärts in Deutschland an den attischen Basen das Eckblatt, ein bald als Hülse, als Blattknolle, bald in beliebiger anderer Form gebildetes Ornament, welches die Vermittelung zwischen der quadraten Grundplatte und dem runden Pfahl bildet. Noch ist nicht mit Sicherheit ermittelt, wo diese Form entstanden, wann sie zuerst auftritt. In den allerletzten Jahren des elften Jahrhunderts ganz vereinzelt nachweisbar, ist sie im zwölften Jahrhundert allgemein verbreitet und verschwindet mit dem Ausgang desselben, so daß sie ein charakteristisches Kennzeichen für die Entstehungszeit der Bauteile abgibt, an denen sie vorkommt. — Die Fensterwandungen bleiben gemeinhin schmucklos in einfacher Abschrägung, nur selten treten im zwölften Jahrhundert Profilierungen durch Rundstäbe hinzu; frühe Beispiele derart bietet die Stiftskirche von Quedlinburg (geweiht 1129)





Inneres der Klosterkirche zu Hecklingen.







und in fast gleicher Bildung die Liebfrauenkirche zu Magdeburg (seit 1129), so daß eine architektonische Wechselbeziehung zwischen beiden Bauten wahrscheinlich wird; ferner u. a. Königsutter (nach 1135) und am Ende des Jahrhunderts Wechselburg. Die Wände sind schmucklos; gelegentlich zieht im Langhaus in einiger Höhe über den Arkaden ein Gurtgesims hin. Dieses sendet in Hamersleben, St. Godehard zu Hilbesheim, Paulinzelle und Bürgelin gleich profilierte Absenker auf die Kapitellmitten der Stützen herunter, so daß dadurch eine rechtwinklige Umrahmung jeder Arkade entsteht. Einen ganz eigentümlichen Schmuck zeigen die Arkadenwinkel der Nonnenkirche zu Heddingen aus der letzten Zeit der romanischen Kunst. Über jeder Pfeilermitte steht ein in Stucco ausgeführter Engel mit ausgebreiteten Flügeln in Hochrelief; über ihm baucht sich jedesmal das Gurtgesims in einem Kreissegment aus. Ähnliches bietet das südliche Seitenschiff zu St. Michael. — Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts kennt man in Sachsen den Rundbogenfries überhaupt nicht, und auch in späterer Zeit fehlt er noch mitunter auch an großen Bauten, so in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt; häufig tritt er nur am Chor auf, den man überhaupt am Äußern gern reicher decoriert. Bei lebhafterer Gliederung des Ganzen läuft er auch unter dem Hauptgesims der Langseite hin und sendet Rippen nach unten,

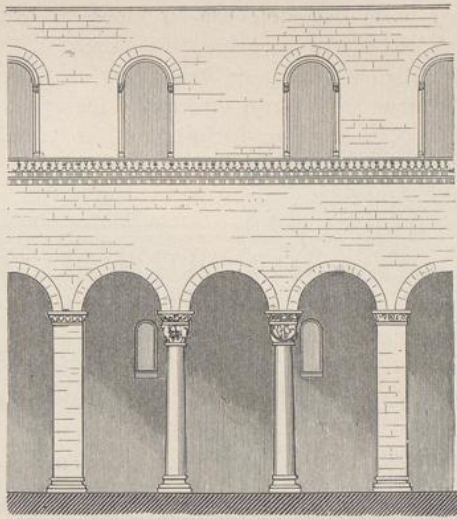


Fig. 35. System des Langhauses; Stiftskirche zu Quedlinburg.

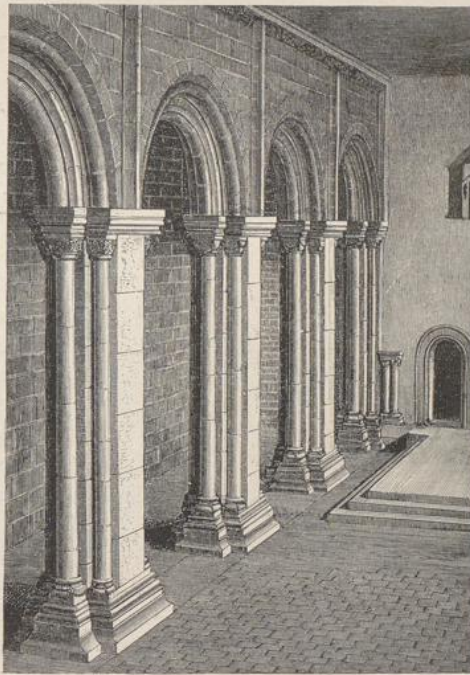


Fig. 36. Arkade des Langhauses in der Klosterkirche zu Bürgelin.



so u. a. in Paulinzelle und der Kirche auf dem Petersberge bei Halle; gelegentlich sind die Eisenen durch Halbsäulen ersetzt (z. B. in St. Godehard zu Hildesheim, Bürgelin, Petersberg bei Erfurt und am Chor zu Wechselburg) und der Rundbogenfries durch allerlei ornamentale Zuthaten reicher ausgestattet. Der Art ist der Fries der Kirche zu Königsutter, der zugleich als Beispiel für die gelegentlich barock-ikonische Ornamentik der romanischen Zeit dienen mag.

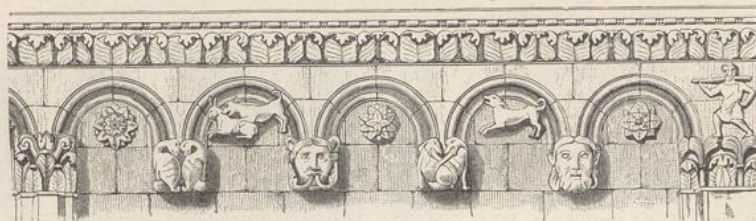


Fig. 37. Fries der Kirche zu Königsutter.

Steigende Tendenz auf größeren Reichtum der Einzelgliederung zeigt auch die Portalbildung. Von der einfachen Rundbogenthür ausgehend, entwickelt sich allmählig eine immer reichere Abtreppung der Wandungen, die mit allerlei Säulen und Figuren dekoriert werden. Das glänzendste Beispiel dieser Art in Sachsen, die Goldne Pforte des Domes zu Freiberg, jenes Denkmal, welches in der Geschichte der deutschen Plastik eine so hervorragende Stellung einnimmt, fällt bereits ins drei-

zehnte Jahrhundert, also jenseits der uns hier beschäftigenden Periode. Aber auch unter den rein romanischen Portalen finden sich reiche und elegante Bildungen u. a. an den beiden Thüringer Kirchen Paulinzelle und Bürgelin, ferner zu Hecklingen, Bessera, Marienberg bei Helmstädt und der Nikolai-kirche zu Zerbst.



Fig. 38.

Säule im Kreuzgang zu Königsutter.

Mit dem zwölften Jahrhundert verschwindet allmählig — und zwar in ganz Deutschland — ein Rest der alten Zeit, die Krypta. Vom achten bis zum elften Jahrhundert hatte sie nur an wenigen größeren Bauten gefehlt; aber noch entbehren wir genauer Forschungen über die Ursachen ihrer allgemeinen Verbreitung, selbst da, wo kein Heiligengrab vorhanden war. Gelegentlich entfalten diese Krypten

besonderen Reichtum in der Dekoration der Stützen, so in der Klosterkirche zu Riechenberg und in den drei einzigen Krypten, welche ihre heutige Form zum besten Teil erst dem dreizehnten Jahrhundert verdanken, denen der Klosterkirchen zu Memleben, Konrads-





Fig. 39. Westlicher Teil des Langhauses zu Paulinzelle.



burg und dem Dom zu Raumburg; in ihnen sind zum Teil auch die Säulenschäfte mit Ornamenten bedeckt. Auch sonst finden sich gelegentlich einzelne ganz skulptierte Säulenschäfte, so beispielsweise in den Kirchen zu Wechselburg, Heddingen, Hohenburg, der Doppelpfappele zu Schloß Lohra, im Kapitelsaal zu Michelstadt am

Harz u. a. D. Daß derartige Prachtstücke in den Augen der Zeitgenossen besondere Schätzung genossen, geht daraus hervor, daß die reich dekorierte Mittelsäule des Nordportals am Dom zu Goslar in einem der Deckplatte aufgemeißelten Hexameter ausdrücklich den Namen ihres Künstlers nennt:

† Hartmannus statuam fecit basisque figuram.

Das Material dieser reich ornamentierten Stücke ist häufig ein feinkörniger gelbweißer Harzsandstein. Offenbar hatte sich in bestimmten Brichen eine besondere Fertigkeit der Bearbeitung entwickelt; denn nur auf den Bezug fertiger Verfaßstücke kann es gedeutet werden, wenn plötzlich an ärmeren und in anderem Material errichteten Bauten einzelne technisch vollendet gut gearbeitete, auffallend reiche Säulen und Ornamentstücke auftreten, wie beispielsweise in jenem Kapitelsaal des zerstörten Klosters Michelstadt am Nordharz. Neben dem Haustein aber kommt auch Stucco vor; teils in Originalarbeiten namentlich bei figurlichen Skulpturen, teils als Inkrustation älterer Details: solche sind z. B. die dem zwölften Jahrhundert entstammenden Stuckkapitelle von Drübeck (Fig. 41), welche die einfachere Form der älteren Zeit nur umkleiden. In demselben Material ist auch die originelle Dekoration hergestellt, mit der die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts den dem neunten Säkulum entstammenden Grufbau für die Leiche König Heinrichs unter der Krypta seiner Quedlinburger Stiftskirche bereicherte. Was im Haustein nie versucht, das hat hier der Stuckateur, verleitet durch das bildsame Material und das Streben nach größtmöglichem Reichtum,



Fig. 40.

Säule in der Kirche zu Heddingen.

gewagt. Er überträgt die phantastisch barocke Architektur der Miniaturen und Elfenbeinskulpturen auf die Ausführung im Großen. Leider ist die kleine erst im Jahre 1869 wieder aufgedeckte Gruft arg verstümmelt, nur Reste der ursprünglichen Verkleidung sind erkennbar, von deren absonderlicher Bildung Fig. 42 Zeugnis ablegen mag. Sie reproduziert ein ungefähr 0,35 m breites Pfeilerbündel mit Basis.









6. PROTEICHE VERGOLDUNGSMANIER IN BRAUN

INNERES DES DOMEES ZU BRAUNSCHWEIG

LITHEG. R. HILCKE, DRUCK AUS KÜTT.







Wesentlich im Gesamtbilde der Erscheinung dieser Kirchen war einst der malerische Schmuck des Innern. Nur wo die Mittel nicht reichten, dürfte man auf diesen verzichtet haben. Oft deckten ornamentale und figürliche Malereien die ganzen Mauerflächen; durchgängig auf farbige Dekoration berechnet sind die architektonischen Gliederungen und skulptierten Teile. So zeigen die Würfelkapitelle gelegentlich noch Spuren großer lanzettförmiger Blätter in fächerartiger Anordnung; die Säulenschäfte waren bald bunt marmoriert, bald mit farbigen Bändern umschlungen, oder einfach gefärbt. Geometrische Muster, ineinander greifende Rauten, Kreise, Bänder oder Blattwerk-Ranken deckten die Arkaden und Fensterleibungen. Der gelegentlich auftretende plastische Schmuck der Art ist also nur die monumentale Ausbildung einer in Farben allgemein verbreiteten Ornamentation. Die Vorderansicht der Arkaden zeigt oft wenigstens in Malerei jenen in älterer Zeit so beliebten Wechsel von weißen und roten Quadern. Farbige war auch die flache Holzdecke, bald nur ornamental behandelt, bald prangend in reichem Figurenschmuck. Ein einziges Beispiel der Art ist ganz erhalten, aber ein prachtvoll reiches, jene Decke von St. Michael in Hildesheim aus dem dreizehnten Jahrhundert, auf welche die „Geschichte der deutschen Malerei“ näher eingeht. Unter den Beispielen völliger Polychromie des Innern ist das am besten, wenn auch in einer Auffrischung unseres Jahrhunderts erhaltene, die Malerei der Chorteile des Braunschweiger Domes. Figürliche Darstellungen decken hier alle Wandflächen. In einer Zeit, in der das Lesen noch eine seltene Kunst für die Menge, in der die Bibel durch die Vorderschriften der Kirche nur für die Benutzung der Geistlichkeit reserviert war, bildeten diese Wandmalereien im Innern der Kirchen die „geistliche Lektüre“ der Gemeinde. So fassen wiederholte Konzilsbeschlüsse dieselben auf, bis im dreizehnten Jahrhundert die Cisterzienser zuerst es aussprechen, daß die Betrachtung dieser Gemälde die Aufmerksamkeit vom eigentlichen Gottesdienst ablenke. Der Einfluß dieser Mönche nicht zuletzt, dann auch die aufkommende Gotik verdrängt allmählig die Bilderscyklen von den Wänden; doch kommen sie noch bis tief ins vierzehnte Jahrhundert hinein vor. Und in den „Armenbibeln“ des fünfzehnten Jahrhunderts feiern sie wieder eine Art Auferstehung im Kleinen.



Fig. 41.

Kapitell in Stucco; Kirche zu Drübeck.

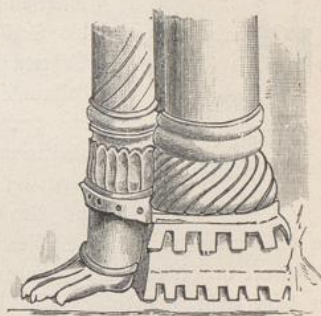


Fig. 42.

Pfeilerbasis in Stucco; Gruft König Heinrichs in der Stiftskirche zu Quedlinburg.



Über diese allgemeine Charakteristik hinaus beanspruchen drei Bauten des sächsischen Gebietes durch eigenartige an ihnen vorkommende Erscheinungen ein besonderes Interesse. Alle drei räumlich und ästhetisch hervorragende Werke.

Zunächst St. Godehard in Hildesheim. Im Jahre 1131 hatte Innocenz II. Godehard, den Nachfolger Bernwards auf dem Stuhl von Hildesheim, heilig gesprochen. Es geschah auf der Kirchenversammlung zu Reims dank den Bemühungen des damaligen Hildesheimer Bischofs Bernhard, der denn auch unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimat den Bau einer Kirche für den neuen Ortsheiligen betrieb.

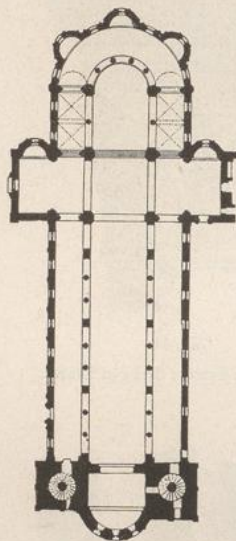


Fig. 43.

St. Godehard in Hildesheim.

Das im Süden der Stadt gelegene Benediktinerkloster wurde ihm gewidmet und am 16. Juni 1133 schon der Grundstein zum Neubau des Gotteshauses gelegt; im Mai des Jahres 1172 wurde es geweiht. Wahrscheinlich hatte man ursprünglich eine Pfeilerbasilika nach Art der zu Königs-Lutter geplant; als aber Chor und Querschiff schon weiter vorgeschritten, der erste Pfeiler des Langhauses errichtet war, da trat um die Mitte des Jahrhunderts eine Änderung im Bauplan ein: statt des Pfeilerbaues kehrte man zum altsächsischen Wechsel der Stützen (ein Pfeiler zwei Säulen) zurück. Die Kirche schließt mit einer zweitärmigen Fassade, in deren Mitte der Westchor in flachem Bogen ausladet. Ursprünglich war wohl kein Wierungsturm beabsichtigt, doch schon zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts fügte man ihn hinzu. Interessanter aber als dies alles, interessanter als der reiche Schmuck der Säulenkapitelle des Schiffes und die selten harmonische Gliederung des Chors: ein rings um das halbrund geschlossene Altarhaus umlaufendes Nebenschiff mit drei Apsidiolen, welches sechs Säulen und zwei Pfeiler vom Hauptraum trennen; zwei andere Apsidiolen liegen an der Ostwand des Querschiffes. Also ein Chor mit Umgang und Kapellenfranz! — Ohne gleichen ist

solche Gliederung im ganzen Sachsenlande, und selbst der Umstand, daß bereits zu St. Michael in Hildesheim ein umgangartiger Korridor sich an das Altarhaus lehnt, bietet keine Erklärung dafür; denn dieser Raum gehört hier nicht zur eigentlichen Kirche, dient nur Nebenzwecken. Analogien für die Anordnung von St. Godehard bietet erst die französische Architektur; in den Bauten der Auvergne war sie heimisch; und recht gut konnte Bischof Bernhard auf seiner Reise nach Frankreich jene Werke kennen gelernt, ihr System später in der Heimat wiederholt haben. Die größere Einfachheit und Strenge der Ostteile im Gegensatz zu dem reicheren Langhause weist jedenfalls auf ihre Entstehung unter Bernhard. —

Jenseits der südlichen Grenze Sachsens, unweit von Stadt Alm im Thüringerlande, liegt das bereits mehrfach erwähnte Kloster Paulinzelle, heute eine Ruine von hohem malerischen Reiz. Paulina, die Witwe eines sächsischen Ritters, hatte es gestiftet, und zwar nach einer im Mittelalter öfter vorkommenden Sitte für Mönche



und Nonnen zugleich, die, in streng voneinander geschiedenen Gebäuden lebend, die gleiche Kirche benutzten, ohne selbst beim Gottesdienst einander zu sehen. Im Jahre 1106 ergeht die päpstliche Bestätigung, und in die darauf folgende Zeit fällt die Errichtung der Kirche. Einzelne Züge des Bauwerkes wurden bereits oben hervorgehoben: sein Charakter als Säulenbasilika, die Fortsetzung der drei Schiffe jenseits des Kreuzarmes, deren Schluß mit drei Apsiden, die rechtwinklige Um-



Fig. 44. Ruinen des Langhauses von Paulinzelle.

rahmung der Arkaden. Fremdartig ist das Vorkommen einer tiefen Vorkirche vor dem eigentlichen Gotteshause: von Westen her betritt man zunächst die zwischen beiden Fassadentürmen liegende Vorhalle, dann folgt die Vorkirche mit drei Pfeilerarkaden, und jenseits eines fünffach abgetreppten reichen Portales die Basilika. Letztere scheint bereits einige Jahre vollendet gewesen zu sein, als man die zweigeschossige Vorhalle hinzufügte. — Nur noch einmal begegnet man in diesen Gegenden einer ähnlichen Vorkirche, in dem gleich zu besprechenden, etwas jüngeren Kloster Bürgelin; sie wird also von außen herzu getragen sein. Diese Vermutung findet denn auch in der Geschichte des Klosters ihre Erklärung. Paulina bevölkerte nämlich ihre



Niederlassung mit Mönchen aus dem schwäbischen Kloster Hirsau, dem Mutterhause einer seit dem Ende des elften Jahrhunderts weit in Deutschland verbreiteten Kongregation. Sie kamen unter Führung des dortigen Priors Gerung, kamen höchst wahrscheinlich mit Handwerkern oder mindestens einem dem Orden affilierten Architekten und brachten ihre Baugewohnheiten, die Säulenanlage, die Vorhalle zwischen den Türmen mit darüber liegender Empore und nach dem Vorbilde der Peter-Paulskirche zu Hirsau auch die Vorkirche mit sich. Paulinzelle wieder hat dann weiter gewirkt auf andere Klöster des Ordens, zunächst auf Bürgelin.



Fig. 45. Aus den Ruinen von Bürgelin.

Gleich Paulinzelle ist die Kirche von Bürgelin (Thalbürgel), gegründet 1133, unweit Jena eine Ruine; gleich ihm war das Stift ursprünglich ein Doppelkloster. Die Bauzeit fällt in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts: ein geräumiges Werk, 76 Meter lang, von fast klassischer Schönheit in den Verhältnissen der Schiffsarkaden. Die Anlage zeigt wieder die zweigeschossige Vorkirche mit gewölbten Seitenschiffen und das reiche Portal von Paulinzelle, aber ohne Westtürme. Zweimal sechs Kreuzpfeiler mit reicher geschmackvoller Gliederung tragen die Obermauern des Langhauses; ihre Profile setzen sich an den Arkaden fort. Wieder gehen die Nebenschiffe jenseits des Kreuzarmes fort; aber nur bis zur halben Tiefe des Altarhauses; drei Apsiden schlossen wie zu Paulinzelle die Ostteile; im fünfzehnten Jahrhundert aber wurde die ursprüngliche Hauptapsis durch einen polygonen Chorschluss verdrängt. Sehr beachtenswert

als Beweis süddeutscher Beeinflussung ist auch die hier an Nebenteilen vorkommende Säulenform. Der kurze, gedrungene Stamm, das schwere Würfelskapitell mit dem schmalen Rundbogenfries längs der seitlichen Halbkreise erinnern so schlagend an schwäbische Vorbilder, daß man sich bei ihrem Anblick in eine der dortigen Säulenbasiliken versetzt glaubt. Als süddeutsche Baugewohnheit ist ferner übereinstimmend mit Paulinzelle die Anordnung eines besonderen Joches zwischen Kreuzarm und Langhaus anzusprechen, welches nach schwäbischer und bayerischer Gepflogenheit zu beiden Seiten des Langhauses je einen quadratischen Turm trägt. — Abgesehen von den süddeutschen Traditionen aber weisen die Details der Kirche eine seltene Reinheit und Grazie auf, wie die in Fig. 47 gegebene zierliche Behandlung des Würfelskapitells an einem der Schiffs Pfeiler beweisen mag.



Diese wurden 1174 errichtet, 1199 das Westportal; zwischen beide Daten fällt also wohl der Bau des Langhauses, während die Ostteile zurückgehen in die Zeit bald nach der Mitte des Jahrhunderts.

Gehört auch das Chorherrnstift Hamersleben bei Oschersleben nicht zur Kongregation von Hirsau, so bietet es doch eine so seltene Bauverwandtschaft mit Paulinzelle, daß man geneigt wird, den gleichen Architekten für beide voranzusetzen. Er muß der

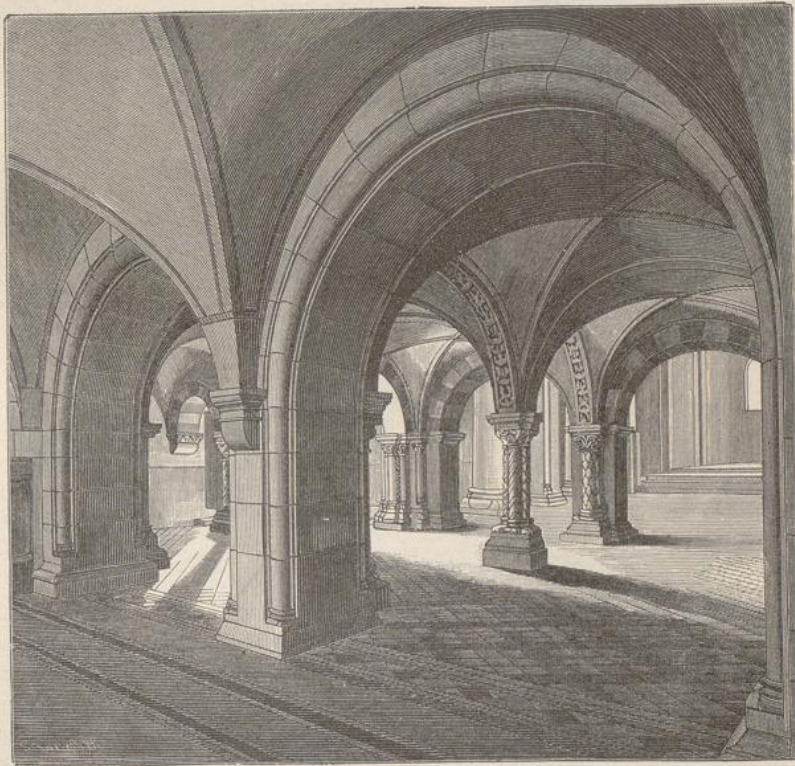


Fig. 46. Heddingen.

Hirsauer Genossenschaft angehört haben. Gleich sind beiden Bauten der allgemeine Charakter als Säulenbasilika und zwar beide Male mit der Besonderheit, daß die östlichste Stütze des Langhauses als Pfeiler gebildet ist; gleich ist ihnen manches Detail der Säulen, gemeinsam die rechtwinkelige Umrahmung der Arkaden und deren Ornamentik; annähernd übereinstimmend sind endlich die Maße der Schiffe in Breite und Höhe. Nur sind in Hamersleben die Formen bereits reifer und vielfach auch reicher durchgebildet, deuten also auf eine etwas spätere Bauzeit. Dies wird durch die Geschichte des Klosters bestätigt: 1112 erst verlegt man dasselbe an seinen heutigen Ort; 1178 wahrscheinlich war die Kirche im großen Ganzen vollendet. — Die auffallender Weise



hier niedrigeren Kreuzarme werden von der Vierung durch eine reich dekorierte durchbrochene Zwischenwand getrennt — also ein archaisches Motiv in verhältnismäßig später Zeit: über einer Brüstungsmauer öffnen sich zwei hohe, wieder rechtwinkelig umrahmte Arkaden, welche durch je eine schlanke reich an Basis und Kapitell dekorierte Mittelsäule getragen werden, deren Detail Fig. 48 zeigt. — Eine Eigentümlichkeit,



Fig. 47. Kapitell aus der Kirche zu Bürgelin.



Fig. 48. Säule in der Vierung der Kirche zu Hamersleben.

welche gelegentlich an den drei zuletzt betrachteten Bauten Hamersleben, Bürgelin, Paulinzelle und darüber hinaus nur noch in der Kirche auf dem Petersberge bei Halle auftritt, ist die Pfeilerbildung mit einer aus einer Nische hervortretenden Dreiviertelsäule. Auch sonst weist die so interessante, aber nur noch zum Teil erhaltene Petersberger Kirche, ebenfalls ein Augustinerstift (1128—1137 in den West-, 1174—1184 in den Ostteilen erbaut), interessante Eigenarten auf, so das Vorkommen des antiken Perlstabes und die Anordnung von Emporen neben dem Altarhaufe.

Anders als in Sachsen und Thüringen gestaltet sich die Entwicklung der romanischen Baukunst in den Rheingegenden. Dort Neuland, in dem der Stil schrittweise ausreift, ohne wesentlich durch die Tradition gefördert oder in bestimmte Richtung gewiesen zu werden; hier alte Kulturgebiete, in denen zahlreiche Reste aus römischer Zeit von vornherein reichere Raumentwicklung und größere Monumentalität der Anlage natürlich erscheinen lassen. Aber dafür dort, wo man auf eigenen Füßen steht, ein harmonisch fortschreitendes Werden; hier Gegensätze aller Art, buntschillernder Reichtum ohne feste Kohärenz, je nachdem an den einzelnen Kunstzentren heidnische Baureste, Reminiszenzen an die altchristliche Zeit

der letzten Römerherrschaft oder Beeinflussungen vom Auslande her die Entwicklung bedingen. Und zwar ist in letzterer Hinsicht in der ersten Periode der romanischen Entwicklung neben gelegentlichen Einwirkungen der Nachbarländer namentlich die Baukunst der Lombardei von Bedeutung für das Rheinland geworden. Sagen doch hier die drei großen Kirchenfürsten des Reiches eng nebeneinander, deren Beziehungen zum päpstlichen Stuhl sie in beständige Verührung mit dem Lande jenseits der Alpen bringen. War doch der Kölner Erzbischof zugleich Kanzler des Königreichs Italien!



Technisch sind die Rheinlande den östlichen Provinzen voraus. Das Mauerwerk ist selbst in den schlimmsten Zeiten hier sorgfältiger als anderswo. Wenn auch hier wie überall die Langhaus-Basiliken anfänglich flache Decken haben, so bleibt doch die Kunst des Wölbens an einer Reihe andrer Anlagen in Übung. Vielfach waren dafür Vorbilder aus älterer Zeit erhalten; um bekanntes zu nennen: zu Köln aus römischer Zeit der Rundbau von St. Gereon; aus dem frühen Mittelalter der Dom in Trier, die jetzt abgetragenen Kirchen St. Martin in Bonn, St. Johann in Worms; in Aachen und Rymwegen die Kaiserkapellen u. a. Früher als irgendwo in Deutschland findet man deshalb hier auf die Errichtung gewölbter Basiliken, und schon um den Beginn des zwölften Jahrhunderts entstehen solche in Abmessungen,

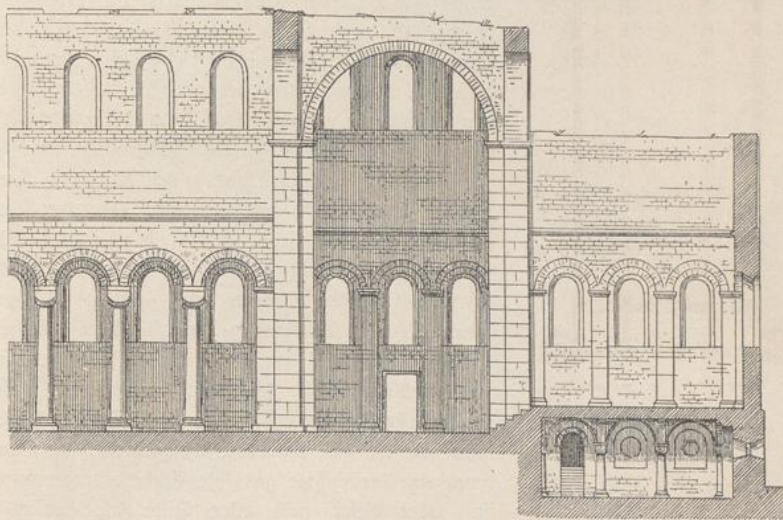


Fig. 49. Längsschnitt der Klosterkirche zu Limburg.

die römischer Architekten nicht unvert gewesen wären: die Dome zu Mainz und Speier. Die Hineigung zur Wölbung erklärt die bevorzugte Anwendung der Pfeiler als Stützen. Nur dreimal kommen in dieser Zeit noch Säulenbasiliken im Rheinlande vor, wenn man von der um 1100 nur umgebauten St. Justinkirche in Höchst absieht, und zwar alle drei noch aus dem elften Jahrhundert. Zunächst die Stiftskirche St. Georg (jetzt Pfarrkirche St. Jakob) zu Köln, geweiht im Jahre 1066, mit schweren Säulen und plumpen Würfelpfeilern, ein Bau des Erzbischofs Hanno, jenes Rivalen Adalberts von Bremen in der Erziehung des jungen Königs Heinrich. Ungleich bedeutender als dieses Werk ist die mächtige Anlage, welche Konrad II. zu Limburg an der Haardt, einer Burgstätte seines Hauses errichtete. Am 12. Juli eines der ersten Jahre seiner Regierung hat er den Grundstein gelegt, 1035 war die Krypta, sieben Jahre später wahrscheinlich die ganze Kirche vollendet. In den Abmessungen ist sie die größte, welche bis dahin die deutsche Baukunst



geschaffen; ebenso an Ebenmaß der Verhältnisse eine seltene Leistung. Die Oberleitung des Werkes hatte der Kaiser dem baukundigen Clugniaenser-Abt Poppo von Stablo (Stavelot bei Malmedy) übergeben. Vielleicht ist diesem die Wahl der außergewöhnlichen Form zuzuschreiben: er war im heiligen Lande gewesen, hatte in Rom die

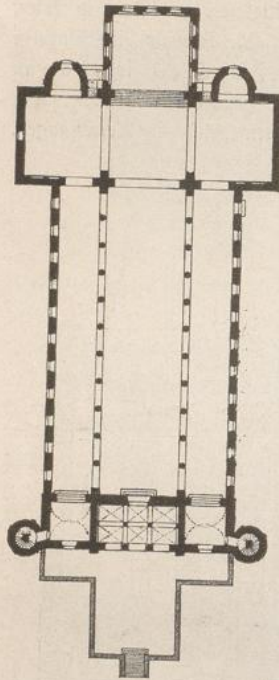


Fig. 50. Limburg a. d. Haardt.

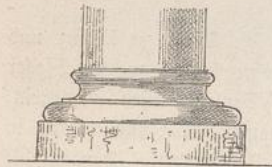


Fig. 51. Säulenbasis zu Limburg.

großen Mutterkirchen der Christenheit kennen gelernt; an ihnen mag er seine Vorliebe für große Abmessungen ausgebildet, von ihnen die Säule als Stützenstellung entlehnt haben, die übrigens noch durch mehr als ein Jahrhundert, wie wir oben gesehen, die Bau-tradition bei der deutschen Ableitung der Clugniaenser, der Kongregation von Hirsau, bildet. Hat Poppo in diesen Dingen wohl Einfluß auf den Bau gehabt, so war er trotzdem höchst wahrscheinlich nur der administrative Oberleiter, nicht der ausführende Architekt desselben, überhaupt trotz der gewöhnlichen Annahme kein Techniker im engeren Sinne. Zu diesem doppelten Beruf konnte ihm seine agitatorische kirchliche Thätigkeit schwerlich Zeit lassen; auch wissen wir durch eine zufällige Notiz gerade von dem Bau, der ihm am meisten am Herzen liegen mußte, der Kirche seines Abtstuhles Stablo, daß er sie durch einen besonders bestellten Architekten errichten ließ. — Zehn mächtige Säulen tragen in Limburg die 23,5 Meter hohen Mittelschiffsmauern; der Chor ist auffallenderweise flach geschlossen; die Fassadenanlage erinnert noch an das alte Schema: zwei kleine runde Treppentürme legen sich an die quadraten Haupttürme, zwischen denen eine dreischiffige gewölbte Vorhalle angeordnet ist. Über dieser nach alter Sitte die (Kaiser-) Empore. Die Säulen sind gut gezeichnet mit etwas starker Schwellung im Schiffe, straffer in der Krypta. Die Totalwirkung zeigt edle kühne Verhältnisse, eine gewaltige Raumentwicklung bei großer Einfachheit der vielfach trefflichen Details. Von dem Geist, der in diesen lebt, möge die Säulenbasis Fig. 51 in ihrer fast klassischen Bildung Zeugnis geben. Dabei bereits wieder normale Kreuzgewölbe in Krypta und Vorhalle! An den Innenmauern des

Querschiffes umfassen von hohen Pilastern getragene Blendarkaden die Fenster des Untergadens. Es ist das ein wichtiger Schritt weiter in der Entwicklung: durch solche Anordnung sitzen die Fenster nicht mehr willkürlich in der Mauer, sondern die Blendarkaden fügen sie fest in den Organismus des Ganzen ein. Eine solche dem Bau vorgelegte Terrasse fand sich, freilich (in einem Umbau?) aus späterer Zeit, ähnlich auch zu Clugny.



Nur einmal tritt der Pfeilersäulenbau auf, und zwar an der westlichen Grenze der Rheinlande zu St. Willibrord in Echternach, einem Bau, der schon im Jahre 1031 geweiht wurde. Aus Sachsen, wo die Pfeilersäulenbasilika schon im zehnten Jahr-

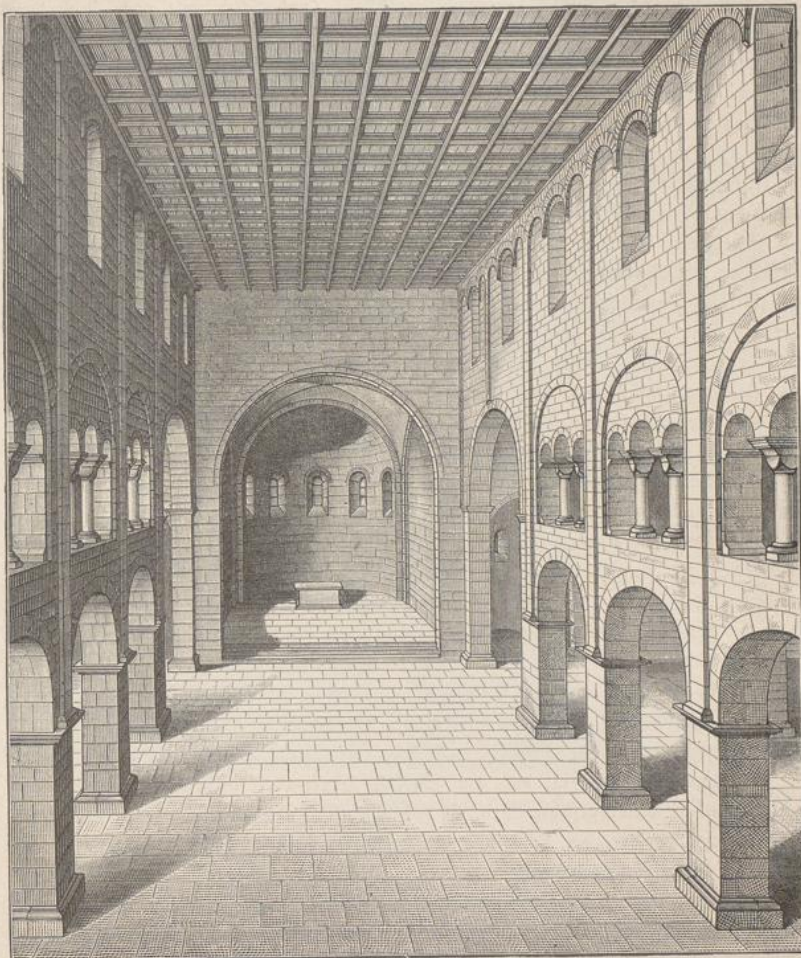


Fig. 52. St. Ursula zu Köln.

hundert vorgekommen war, kann diese eigenartige Form nicht hierher gelangt sein: dagegen spricht das Festhalten der antiken Tradition in den nur skizzierten gleichmäßigen korinthischen Kapitellen im Gegensatz zu den sächsischen Würfelkapitellen. Die Pfeilersäulenanlage von Echternach ist vielmehr bedingt durch eine Gruppe lothringischer Bauten, in denen diese Formgebung gleichfalls wiederkehrt. Das auffällige



Nachleben der antiken Detailbildung aber in so später Zeit ist in der Moselgegend aus lokalen Gründen leicht erklärlich. Dort hatte sich, wie später am Dom zu Trier näher zu verfolgen sein wird und auch anderweitig belegt ist, länger als anderswo antike Handwerkstradition wach erhalten.

Wie hier das Kapitell, so bleibt im Mosel- und Rheinthale noch ein anderes antikes Bauglied bis in das elfte Jahrhundert hinein in Übung. Statt der durch Bogenfriese verbundenen Eifen der reiferen Zeit findet sich nämlich in der Fassadenbildung der älteren Bauten häufig eine Pilasterordnung mit Horizontalgesims darüber; so beispielsweise an dem höchst altertümlichen Außern von St. Kastor in Koblenz, an dem sogar einzelne Reste der Karolinger-Zeit wieder verwendet wurden, an der Front von St. Florin ebenda, ferner an einzelnen unteren Teilen der Dome zu Mainz, Trier, Worms, zu St. Marien im Kapitol in Köln u. a.

Vielleicht ist vom Aachener Münster her und seinen Ableitungen diesen Gegenden die Hinneigung zu Emporenbauten geblieben. Während dieselben sonst im übrigen Deutschland vereinzelt sind, findet sich hier auf verhältnismäßig engem Terrain eine Gruppe von solchen Werken, und zwar aus der rein romanischen Periode vier: St. Ursula zu Köln, ein durch keine Daten gesicherter Bau aus der Zeit um 1050 auf alter Kultstelle, die wahrscheinlich schon im Jahre 370 bei der ersten Erstürmung Kölns durch die Franken eine Kirche besaß. Die heutige Kirche zeigt niedrige Kreuzarme, gewölbte Seitenschiffe und flache Emporen, die sich in jeder Trave mit drei kleinen, von einer großen Blendarkade zusammengefaßten Rundbogenfenstern gegen den Hauptraum öffnen. Ähnlich den Versuchen zu Limburg sind hier die Obermauern des Inneren durch breite, auf den Pfeilerkämpfern aufliegende Eifen gegliedert, die in der Höhe durch je drei Rundbogenblenden verbunden sind. In der mittelften jedesmal das Fenster. Im Westen verbindet ein tiefer, in den Turm eingreifender Kapellenbau, wie häufig der Fall, beide Emporen. Verwandt im ganzen, nur einfacher ist die Kirche St. Johann zu Niederlahnstein und ähnlich auch die von Dietkirchen bei Limburg a. d. Lahn. Endlich als vierter Bau der Gruppe die Kirche zu Hilben bei Düsseldorf, ein im Jahre 1136 vollendeter Gewölbebau.

Wichtiger als durch all diese und ähnliche Werke aber, in denen die Entwicklung nicht wesentlich weiter geführt wird, ist das Rheinland als die Wiege des großen Fortschritts dieser Periode, der Schöpfung der gewölbten Basilika des sog. gebundenen romanischen Systems.

Nachdem ungezählte Werke in Trümmer gesunken oder durch Neubauten verdrängt sind, ist der Nachweis, wo die erste gewölbte Basilika des gebundenen Systems errichtet worden, heut mit Sicherheit nicht mehr zu führen. In das allmähliche Ausreifen des Gedankens aber gewährt die Betrachtung der drei großen romanischen Dome von Mainz, Speier, Worms einen lehrreichen Einblick. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in dem ältesten von ihnen, dem Dome von Mainz, mit seinen primitiven Formen die große Neuerung zuerst auf deutschem Boden einsetzt. Denn Marksteine der Entwicklung pflegen eher die großen, die Leistungsfähigkeit der Zeit hoch anspannenden Aufgaben zu bieten als unbedeutende Werke. Ein solcher Bau von seltener Bedeutung ist aber die Kathedrale St. Martin zu Mainz, jeden-



falls der älteste große Kirchenbau des gebundenen Systems, der auf deutschem Boden heut erhalten. — Von den schicksalsreichen Baugeschichten unserer Dome ist die seine eine der bewegtesten: Frühzeitig war in die Mauern der Römerstadt Mogontiacum das Christentum eingezogen; denn zahlreiche Kirchen, mit ihnen ein Dom, sanken bei der Zerstörung durch die Franken im Jahre 406 in Trümmer. Als die Völkerstürme eine Zeit lang ruhten, erneuerte im sechsten Jahrhundert Bischof Sidonius die Bauten und errichtete neben dem Dom ein Baptisterium. Aus dem Jahre 978 hören wir dann wieder von einem großen

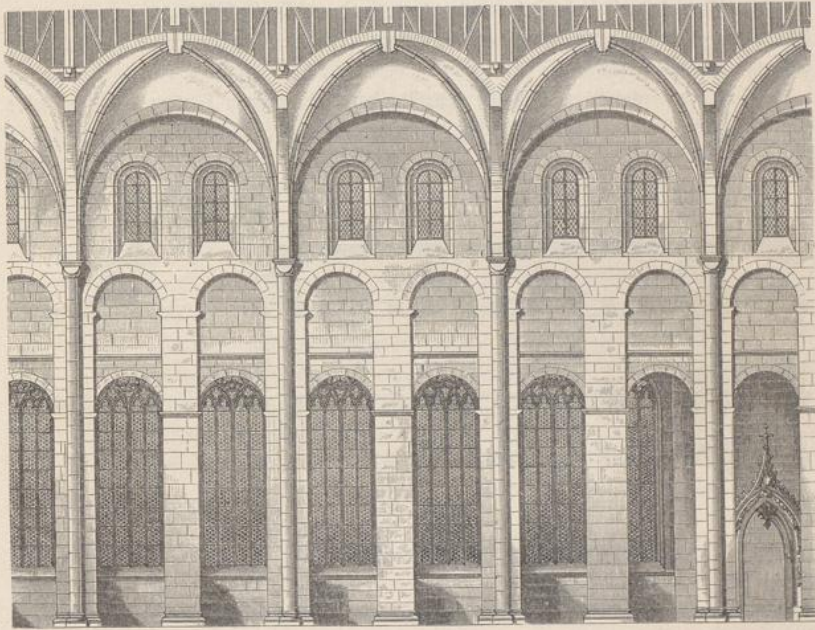


Fig. 53. System des Langhauses im Dom zu Mainz.

Neubau unter Erzbischof Willigis; sein Werk aber wird noch am Abend der Einweihung, 1009, ein Raub der Flammen und erst 1036 ist die Restauration wieder beendet. Von diesem Bau berichtet der Chronist ausdrücklich, daß er Holzdecken gehabt: sie waren der Grund, daß eine Feuersbrunst i. J. 1081 verheerend genug auftrat, um nahezu einen Neubau notwendig zu machen. Damals wurde, wie die eingehenden Unternehmungen Friedrich Schneiders neuerdings bewiesen haben, das Langhaus in seinen heutigen Formen errichtet — und zwar von vornherein als Gewölbebau; ein Werk gewaltig in den Massen, einheitlich in der Gesamterscheinung, aber einfach bis zum Primitiven, wie es Bauten zu sein pflegen, in denen der Architekt noch mit dem konstruktiven Gedanken ringt. Daß aber der Mainzer Baumeister in der That noch nicht ausreichende Erfahrungen in der Gewölbetechnik besessen,



hat Schneider an einer Reihe von Einzelheiten nachgewiesen. Auch überdauerten jene ältesten Wölbungen nicht die erste größere Katastrophe. Der nächstfolgende Brand vom Jahre 1137 freilich kann nur unbedeutend gewesen sein, denn die durch ihn veranlaßten Reparaturen waren schon im folgenden Jahre vollendet. Nicht lange jedoch steht die Kirche intakt: in den Kämpfen des Erzbischofs mit der Bürgerschaft wird sie 1159 von letzterer erobert und zur Festung eingerichtet; als im Jahre 1183 der Klerus wieder von ihr Besitz nimmt, fehlen Thüren und Dächer. Abermals eine Feuersbrunst i. J. 1191, welche die Herstellung der oberen Teile des Langhauses und Reparaturen der Seitenmauern nötig macht. Diese Arbeiten ziehen sich bis tief ins dreizehnte Jahrhundert hin, und an sie schließt sich ein großartiger Erweiterungsbau des Westchors mit achteckiger Kuppel. Erst am 4. Juli 1239 ist das ganze Werk beendet. —

Was der Architekt von Mainz gewollt, hat erst der von Speier erreicht; beide Werke wollen deshalb nebeneinander betrachtet werden; in beiden aber stößt die

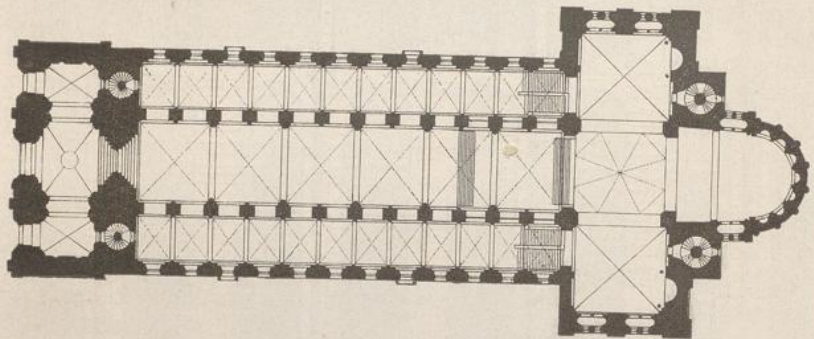


Fig. 54. Dom zu Speier.

Fixierung der Baugeschichte auf Schwierigkeiten. Den Grundstein des Speierer Domes hatte der Sage nach Kaiser Konrad II. an demselben 12. Juli des Jahres 1030 gelegt, wie den der Abteikirche zu Limburg. Das Jahr ist erweislich falsch für beide Bauten; denn in jenem Sommer lag der Kaiser fern vom Rhein im Feld gegen die Ungarn; der Tag aber, wahrscheinlich sein Geburtstag, wie er der Tag seines Begräbnisses wurde, dürfte richtig sein. In Speier wollte sich Konrad, der Begründer einer neuen Dynastie, die Grabeskirche seines Hauses errichten; und er, der schon in einzelnen Mönchskirchen ungewohnt Großartiges geschaffen, rief hier die Kunst seiner Zeit zu einer Leistung auf, welche die Chronisten des zwölften Jahrhunderts oft und mit Recht als ein Werk von wunderbarer Größe und Schönheit preisen. So wurde der Dom zu Speier allmählig ein Symbol der Majestät des Reiches selbst. Zu ihm läßt deshalb die Sage den todesmüden Rudolf von Habsburg die Schritte seines Rosses lenken, um da, wo die großen salischen Kaiser ruhten, zu sterben und an ihrer Seite bestattet zu werden. Nicht elementare Ereignisse, sondern die Mordbrenner Ludwigs XIV. zerstörten das ehrwürdige Werk. Im Verheerungszuge



durch die Pfalz im Jahre 1689 versuchten sie die Mauern des von ihnen geplünderten und verwüsteten Domes zu sprengen, und nur der Zufall, daß die Mine zu schwach war, rettete den Bau vor gänzlicher Vernichtung. Im achtzehnten Jahrhundert (1772—84) baute dann der Würzburger Architekt J. F. Neumann jr. die Kirche aus; aber noch einmal zu Ende des Jahrhunderts fiel sie französischen Raubscharen in die Hände. Die Sendboten der Jakobiner brachen die Kaisergräber auf und streuten den Staub der Leichen auf die Gassen. Die Mauern sollten bis auf den Erdboden abgetragen, ein Platz für Festspiele der Freiheit auf dieser Stelle eingerichtet werden. — Der Plan unterblieb; 1806 gewann sogar der Erzbischof Joseph Ludwig von Mainz das profanierte Gotteshaus von Napoleon für seine ursprüngliche Bestimmung zurück und in den Jahren 1820 bis 1858 folgte dann die umfassende Restauration, zuletzt durch Hübsch, der an Stelle der Neumann'schen Westfassade der Kirche einen modern-romanischen Vorbau anlehnte.

Über die Architekten wissen wir nichts. Ist Poppo von Stablo auch hier der Berater des Kaisers gewesen? Fast sollte man es glauben, denn die Bauform der Krypta, der schönsten und größten in Deutschland, zeigt allerlei Ähnlichkeiten mit der Behandlungsweise in Limburg. Als Konrad 1039 stirbt, ist diese Gruft vollendet und er wird in ihr beigesetzt. Mit Eifer führt Heinrich III. anfänglich das Werk des Vaters weiter; aber nach und nach zieht ihn das Interesse für sein eigenes Unternehmen, den Dom in Goslar, von jenem älteren Kirchenbau ab. Zwar wird aus den sechziger Jahren von einer Weihe berichtet; sie kann aber nur auf einen Teil der Räume bezogen werden. — Bald darauf drohen die Fluten des damals nahe vorüberfließenden Rheins die Unterpflung des Chores; doch dem Bischof Benno von Osnabrück gelingt es, die gefährdeten Teile durch Dammbauten zu sichern. Die Kirche selbst rückt während der ganzen Zeit nur langsam vorwärts, bis Heinrich IV. im Jahre 1097 endlich die Oberleitung dem nachmaligen Bischof Otto von Bamberg überträgt. — Als der Kaiser im Jahre 1106 stirbt, wird seine Leiche, auf welcher der Bannfluch des Papstes lastet, in der damals jüngst beendeten St. Afra-Kapelle beigesetzt, die in der Ecke zwischen dem nördlichen Seitenschiff und dem Kreuzarm (auf unserm Grundriß Fig. 53 nicht gezeichnet) liegt. Ihre Vollendung setzt natürlich für die gleiche Zeit mindestens eine wesentliche Förderung des Langhausbaues voraus, da es gegen alle Baupraxis sein würde, mitten unter den Anfängen eines großen Baues ein kleines Werk fertig zu stellen. 1159 wird dann von einem Brande und darauf folgenden Restaurationsarbeiten berichtet. — Alle Chronisten des zwölften Jahrhunderts aber stimmen darin überein, daß Heinrich IV. im wesentlichen den Bau vollendet.

Der Grundriß des heutigen Werkes giebt im ganzen das erste Projekt wieder. Schon der Architekt Kaiser Konrads hat jene Maße gewollt, die in ihrer Zeit allein im Mainzer Dom ihresgleichen finden; schon er hat wahrscheinlich gewölbte Nebenschiffe angeordnet, denn die Halbsäulenvorlagen, welche die Gewölbegurten der Nebenschiffe tragen, stehen mit den Außenmauern selbst in Verband, sind also gleichzeitig mit ihnen aufgeführt. Das Mittelschiff sollte ursprünglich flach gedeckt werden; erst Otto von Bamberg scheint die Wölbung desselben hinzugefügt zu haben, die also nur wenige Jahre später als die des Mainzer Domes fällt.



Im Aufbau beider Kirchen fallen zunächst im Gegensatz gegen die älteren Werke die außerordentlich schlanken Verhältnisse auf. Die Höhe des Mittelschiffes verhält sich zur Breite in Speier wie  $2\frac{1}{3}$  zu 1; in Mainz gar wie  $2\frac{1}{2}$  zu 1, Proportionen, über welche die Gotik nur selten hinausgeht (in Köln ist dasselbe Verhältnis wie 3 zu 1). Es war daher unrichtig, wenn ältere Schriftsteller die schlanken Verhältnisse in der Architektur des reiferen Mittelalters aus dem Einfluß der mystischen Philosophie auf die baukünstlerischen Ideale der Zeit erklären wollten. Die heutigen Verhältnisse der Kirchen von Mainz und Speier wurden ungefähr schon um 1100 bestimmt, während die Blüte des Mysticismus reichlich zwei Jahrhunderte später fällt.

Die enggestellten Stützen haben in Mainz nur an den Hauptpfeilern Halbsäulenvorlagen, welche die Gewölbegurte tragen, während die Halbsäule in Speier allen

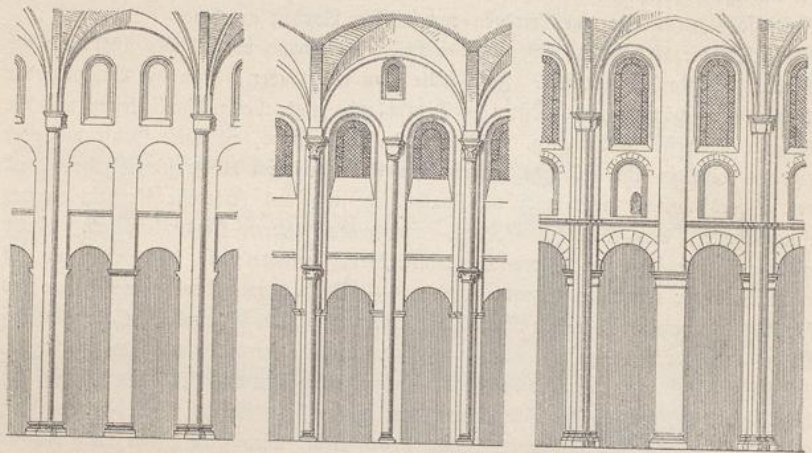


Fig. 55. Schematische Zusammenstellung der Langhausysteme zu Mainz, Speier und Worms.

vorgelegt ist. Blendbögen, in denen die Hauptfenster des Obergadens sitzen, verbinden sie hier untereinander. Die letzteren sind also jetzt, in weiterer Ausbildung des im Chor von Limburg zuerst vorkommenden Motives, organisch mit dem Ganzen zusammen geschlossen. Ein Fortschritt von Bedeutung, dessen Vorstufe schon Mainz zeigt! Auch hier steigen die Pfeiler als Blenden über die Arkaden hinauf und sind oben von halbrunden Bögen verbunden. Aber diese Anordnung ist nur dekorativ, erfüllt noch keinen organischen Zweck, denn die Fenster sitzen erst im großen Schildbogen der Gewölbe über diesen Blendarkaden. — Die Details sind in Mainz an allen Hauptteilen noch einfach und derb, gelegentlich nur aus Platte und Schmiege bestehend. Nur an untergeordneteren Teilen kommen reicher ornamentierte Kapitelle vor, von denen einzelne unverkennbar an antike Vorbilder anlehnen. In der ästhetischen Wirkung ist Speier schlanker, heller, leichter als Mainz, aber fast ebenso schmucklos in den Einzelheiten.

Der dritte der drei großen Dome, der von Worms, erwächst auf den Errungenschaften seiner beiden Vorgänger. Zwar gehört der Grundplan mit seinen zwei



jedesmal von Rundtürmen flankierten Apsiden noch der Zeit um 1100 an, aber nur wenige Reste des damaligen Aufbaues sind heute erhalten, vornehmlich der Unterbau der beiden westlichen Türme mit seiner Stockwerkgliederung von schlichten Pilastern und horizontalem Gebälk darüber. Das jetzige Werk entstammt vielmehr in seinen Hauptzügen der Bauperiode, welche mit einer Weihe vom Jahre 1181 zusammenhängt. Damals wurde auch die ursprünglich flach gedeckte Basilika in einen Gewölbebau verwandelt. — Unverkennbar sind hier die Fortschritte im Aufbau gegen die Vorgänger: Zunächst sind die Hauptpfeiler nicht nur durch die Vorlagen nach den Schiffen hin, sondern bereits auch durch etwas größere Breite von den Nebenseilern unterschieden. Deutlich ist ferner das Streben, die toten Wandflächen zu beseitigen, die ganze Masse rhythmisch mehr zu gliedern. Reicher sind die einzelnen Profilierungen; eine Menge kleiner Glieder bilden den Arkadensims und ebenso die Pfeilerkapitelle, deren weichfließender Echinus — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — bereits an die erst im dreizehnten Jahrhundert verbreitete Formbehandlung gemahnt. Wie in Speier, umrahmen Blendarkaden die Fenster des Obergadens; letztere reichen hier, größer als dort, bis nahe

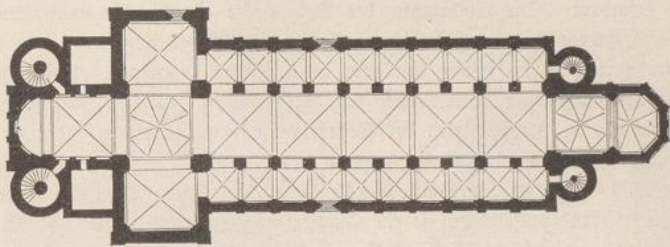


Fig. 56. Dom zu Worms.

unter das Gewölbe. Die Wand zwischen ihnen und dem Gurtgesims über den Arkaden gliedern Rundbogenblenden; eine freie Verwertung jenes Mainzer Motives. Die Ausführung zeigt im allmäligen Fortgang des Baues allerlei Schwankungen und Willkürlichkeiten, das Detail im Gegensatz zu der Herbigkeit in Mainz, zu der ernststen Schönheit in Speier bereits eine gewisse Weichlichkeit. Der Aufbau der bereits polygonen Westapsis gehört erst dem dreizehnten Jahrhundert an. — Entbehrt der Gesamteindruck des Innern etwas von der geschlossenen Höheit jener älteren Werke, so ist der Aufbau des Äußeren um so wirkungsvoller. Den vollen Reichtum des entwickelten romanischen Stiles entfaltet schon die Silhouette des Ganzen: zwei Vierungs-, vier Treppentürme, zwei Apsiden, ein Querschiff. In dieser streng auf einen idealen Mittelpunkt hinweisenden Gruppenbildung, welche jede Andeutung einer Westfassade ausschließt, steht Worms unter den erhaltenen Werken von wesentlich einheitlichem Charakter ziemlich einzig da. In Mainz leidet die Einheitlichkeit des Gesamteindrucks des Äußeren darunter, daß mannigfache Bauzeiten an demselben geschaffen und den einzelnen Teilen so ihre verschiedene Formgebung aufgeprägt haben; Speier war offenbar von Anfang an auf eine Westfassade berechnet; Laach zeigt trotz der zwei Chöre doch eine Andeutung von Westfront u. s. f. So wird Worms über seine



individuelle Bedeutung hinaus typisch durch den Rückschluß, welchen diese Kirche auf die ungefähre Erscheinung der großen doppelschörigen Anlagen der karolingischen Zeit gestattet. Kleiner und unvergleichlich einfacher in den Details, wiesen sie doch eine im wesentlichen gleiche Gruppierung der Massen auf, wie dies außer den schriftlichen Zeugnissen eine Anzahl alter Abbildungen beweist.

Was aber giebt dem in diesen entscheidenden Beispielen auftretenden Gewölbebau so folgenreichere Bedeutung gegenüber den bisherigen Holzdecken? — Durch ihn werden die bisher voneinander unabhängigen Bauteile in ganz bestimmte, gegenseitig bedingte Verhältnisse gebracht: das bisher lediglich nach ästhetischen Gesichtspunkten koordinierte wird zu einem organisch sich aufbauenden und fest in sich zusammengefügten Ganzen! —

Die deutsche romanische Kunst wendet fast ausschließlich das Kreuzgewölbe an; und zwar das auf annähernd quadratem Grundriß konstruierte. Denn dies allein kann man aus dem Rundbogen wölben; ein oblonger Grundriß würde zur Ausgleichung der Höhendifferenz zwischen den Schildbögen der zwei verschiedenen Seiten den Spitzbogen (oder eine ästhetisch unerträgliche Überhöhung des kleineren Rundbogens) erfordern. Das Eindringen des Spitzbogens aber in die Konstruktion fällt erst in eine spätere Zeit; es führt dann allmählig jene Revolution in den Formen der mittelalterlichen Baukunst herbei, die wir als „Gotik“ bezeichnen. Vorläufig kennt man nur den Rundbogen; damit aber hat der Grundriß einer zu wölbenden Kirche von vornherein die Notwendigkeit der Deckeneinteilung in quadratische Felder zu berücksichtigen. Um zunächst, als Ausgangspunkt des Ganzen, eine quadratische Vierung zu erzielen, muß jetzt das Querschiff dieselbe Breite wie das Mittelschiff haben; die Kreuzarme werden ebenfalls auf je ein Quadrat festgesetzt und dieselbe Größe erhält das Altarhaus, an welches sich die halbrunde Apsis schließt. Ebenso wird das Mittelschiff in eine bestimmte Anzahl (meist drei bis fünf) quadrater Felder zerlegt und für die schmalere Nebenschiffe bleibt keine Wahl, wenn man auch hier ziemlich quadratische Gewölbefelder erhalten will, als sie annähernd halb so breit wie das Mittelschiff zu halten. Auf jedes Mittelschiffsquadrat fallen also beiderseits zwei kleine Nebenschiffsquadratische. Man nennt diese Grundrißbildung, in der alle Teile fest zu einem gemeinsamen Ganzen verbunden sind, das „gebundene romanische System“. Gegenüber der rein willkürlichen Anlage der altchristlichen Basilika bildet es einen gewaltigen Fortschritt auf dem Wege einheitlicher organischer Durchbildung.

Auch die Höhe des Innenraumes ist in der gewölbten Basilika keine zufällige mehr; vielmehr verlangt die Rücksicht auf statische Sicherung der Wölbung ein gewisses Verhältnis in der Höhe der Nebenschiffe zu der des Hauptraumes, damit diese den Seitenschub der großen Gewölbe aufnehmen können. Anfänglich hilft man sich einfach durch dicke Mauermassen; bald aber lernt man erkennen, daß hierin eine Materialverschwendung liegt, die zugleich der freien Entwicklung des Grundrisses Schwierigkeit entgegensetzt. Die Erkenntnis, daß das Kreuzgewölbe wesentlich nur die Pfeiler, auf denen es ruht, belastet, während die Wände zwischen diesen bloßes Füllwerk bleiben, sucht man nunmehr praktisch zu verwerten. Die möglichste Vervollkommenung dieses Zieles bildet die ideale Aufgabe, welche die mittelalterlichen Architekten erstreben und schließlich in der gotischen Kathedrale in höchster Vollendung erreichen. In ihr ist





Der Dom zu Worms.







die Wand nur noch ein angespannter Vorhang ohne konstruktive Bedeutung; ein Gerippe von Pfeilern und Streben trägt allein die Decke.

Das Kompositionsgeſetz des romanischen Stiles brachte es übrigens mit ſich, daß ſelbſt die nachträgliche Einfügung gewölbter Decken annähernd im gebundenen System erfolgte. Denn auch für die ſlachgedeckten romanischen Baſiliken war man allmählig zu dem Grundſatz gekommen, den Nebenschiffen ungeſähr die halbe Breite des Mittelschiffes zu geben; greift man in ſolcher Anlage zur Überdeckung durch rundbogige Kreuzgewölbe, das heißt alſo ſolche mit möglichſt quadratem Grundriß, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß auf jede Mittelschiffſtravee zwei in die Nebenseiten kommen. Damit ließ ſich alſo die gebundene Wölbung den älteren ſlachgedeckten Bauten leicht einfügen. Dies iſt denn auch bei einer Fülle von Bauten geſchehen; zunächſt ziemlich gleichzeitig mit Mainz zu Speier.

Am Niederrhein trat die an den großen Domen gewonnene Neuerung, ſo weit es ſich heut noch überſehen läßt, zuerſt in der vor einigen Jahrzehnten abgetragenen kleinen Kirche St. Mauritius zu Köln auf. Sie wird im Jahre 1144 als neu bezeichnet, mochte alſo um den Ausgang der dreißiger Jahre errichtet ſein. Auf Koſten eines einzelnen Bürgers errichtet, zeigte ſie bei beſcheidenen Maßen (x. 44:17 M. urſprünglicher Gesamtausdehnung) zugleich reduzierte Formen und etwas gedrückte Verhältniſſe. Das Detail war auf das knappſte Maß eingeſchränkt, die Hauptpfeiler zeigten einfache Kreuzform, die Nebenspfeiler waren quadrat mit Halbpfeilenvorlagen in den Seitenschiffen und dieſen korreſpondierten Vorlagen an den Mauern der Abſeiten: keine Profilierungen der Gurtbögen, nur gratige Gewölbe; keine andre Gliederung der Oberwand als zwei dicht unter jedem Schildbogen ſitzende Fenſter. Selbſt das Querschiff fehlte. Die Weſtteile enthielten urſprünglich eine Nonnenempore. Der Chor bot entſprechend den drei Schiffen drei Apſiden, zwiſchen denen außen zwei überſt Et geſtellte Glockentürme ſchlank aufſtiegen; in der Höhe gingen ſie erſt ins Achteck, dann in die Rundform über. War auch in der Anlage dieſes Chores unverkennbar ein gewiſſer maleriſcher Reiz angeſtrebt, wie er dem Geiſt der rheiniſchen Architektur jener Zeit entſpricht, ſo zeigte ſich zugleich doch auch hier, im Gegenſatz zu anderen Kölner Bauten, der nüchterne Geiſt, die knappe ärmliche Formgebung, der in den Formen altertümliche Sinn, welcher den ganzen Bau durchwehte. Wenn die ältere Kunſtgeſchichte dieſem Werke größere allgemeine Bedeutung beimäß, ſo geſchah es, weil ſie in ihm (irrtümlich) das früheſte Beiſpiel des gebundenen Systems in Deutschland überhaupt zu haben glaubte.

Zu dem bisher ſkizzierten Gange der Entwicklung ſteht die Abteikirche von Laach in bemerkenswertem Gegenſatz. Fernab von den großen Verkehrsſtraßen am romantiſchen Ufer eines vulkaniſchen Gebirgsſees gelegen, von dem das Kloſter den Namen erhalten (Laach = lacus), bildet der Bau eine Art kunſtgeſchichtlichen Räſels; doppelt intereſſant, weil er zugleich zu den herrlichſten Monumenten des Rheinlandes gehört. Die Entſtehungsgeschichte iſt geſichert; ſie fällt in die Zeit des Aufkommens des gebundenen Systems: 1093 die Gründung, bei der freilich nur das Fundament gelegt wurde, dann um 1110 ein Anſatz zu neuer Arbeit, die nach einigen Jahren wieder ſtodd, bis 1156



die Weihe erfolgt. Der Oberteil der Türme endlich und das Paradies vor der Westfront gehören erst den Jahrzehnten um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts an. Wieder ist die Anlage die altherkömmliche doppelchörige und zwar haben wir hier, soweit es sich um Neugründungen handelt, eines der letzten Beispiele von dem Auftreten dieses in den ersten Jahrhunderten deutscher Baukunst so weit verbreiteten Motives. Daß der Bau von Anfang an auf Wölbung berechnet gewesen, darüber lassen die reich gegliederten Pfeiler des Langhauses keinen Zweifel; statt der bei solchen Anlagen aber sonst üblichen Unterscheidung von Haupt- und Nebenpfeilern sind hier alle Stützen gleichwertig. Doch sie stehen weiter, als sonst in diesem Falle üblich. So entstehen für die Gewölbefelder überall Parallelogramme, gerade breit genug, um es dem Architekten noch notdürftig zu ermöglichen, sie mit seinen Rundbögen zu überwölben; freilich muß er diese bald überhöhen, bald gedrückt halten. Aber jede Travee auch der Nebenschiffe wird dadurch selbständig; die Gruppenbildung des gebundenen Stiles, welche auf ein Mittelschiffsjoch zwei solche im Seitenschiff forderte, fällt weg.

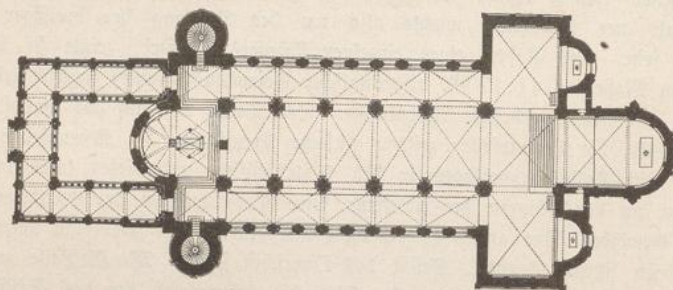


Fig. 57. Abteikirche zu Laach.

Damit ist hier in der Waldeinsamkeit der Eifel ein Weg beschritten, der, wie wir später sehen werden, in Frankreich zur Entstehung des Spitzbogenstiles führte; in Deutschland findet er vorerst selten Nachfolge. — Schlanke elegante Verhältnisse, sorgfältige Behandlung der Details, eine gewisse Freude an reicher Durchführung derselben zeichnen darüber hinaus den Bau aus.

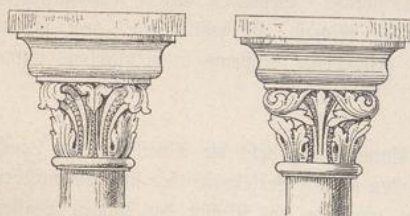


Fig. 58. Kapitelle aus dem Paradies zu Laach.

Der harmonischen Vornehmheit des Innern entspricht die künstlerische Abrundung des Außern. Bei der durch sechs Türme belebten Silhouette und den reichen Details ist mit feinem Gefühl doch das Ornament nur innerhalb der tektonischen Grenzen angewendet; nirgends tritt es als rein dekorative Zuthat auf, wie dies in Süddeutschland so oft der Fall. Ein

Juwel anmutigster Pracht endlich ist das Paradies der Westfront aus dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, eine Art Kreuzgang, der einst nach beiden Seiten hin geöffnet war, jetzt nach den Außenseiten zu vermauert ist. Sein zierliches



abwechslungsreiches Detail in den edlen Formen und der lebendigen Gliederung des spätromanischen Stiles bei glücklichen Verhältnissen des Ganzen weist dem kleinen Werk einen hohen Rang an selbst in der an derartigen dekorativen Werken so reichen Frühzeit des dreizehnten Jahrhunderts.

Später als Laach, wahrscheinlich 1135 begonnen, aber in den Formen um vieles primitiver als dieser Bau, ist die schon erwähnte Doppelpapelle St. Godehard neben dem Mainzer Dom, einst die Hauskapelle des erzbischöflichen Palastes. 1138 erfolgt die Weihe des Werkes. Im unteren Geschoß vier kurze Pfeiler, im oberen ebenso viele Säulen zerlegen jedesmal den Raum in neun mit Kreuzgewölben überdeckte Felder, denen sich im Osten ein quadrates Altarhaus mit halbrunder Apsis im Mittelschiff und zwei halbrunde Apsidien in der Mauerstärke der Wand für die Abseiten anschließen. So altertümlich ist namentlich die Unterkirche in den Details

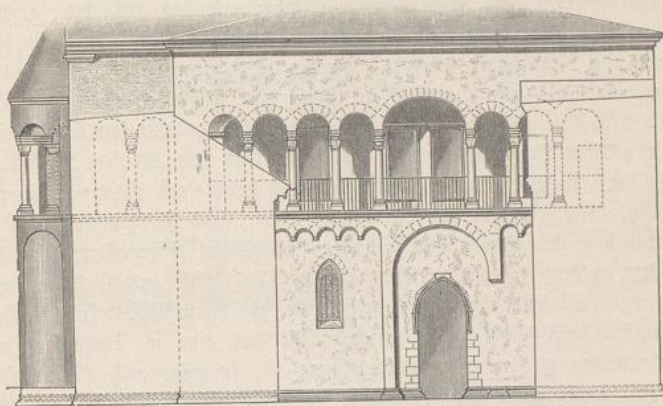


Fig. 59. St. Godehards-Kapelle am Dom zu Mainz.

und den schweren gratigen Kreuzgewölben auf einfachen Gurten, daß man ohne die sichere Datierung geneigt sein würde, das Werk in weit frühere Zeit hinauf zu rücken. Aber trotz der Rauheit seiner Details ist das Werk ein geschichtlich hervorragendes Dokument. Hier zuerst tritt uns die Doppelpapelle entgegen, jene im zwölften und dreizehnten Jahrhundert fast typische Form der Privatkirche in den Palästen der Großen. Ihr Vorbild findet diese eigenartige Bildung, wie schon erwähnt, in der kaiserlichen Palastkapelle zu Aachen, wo die Empore den höchsten Personen des Hofes reserviert war. Sehr wahrscheinlich ist es nur Fortsetzung und weitere Ausbildung dieser Sitte, welche der Empore allmählig solche Bedeutung giebt, daß sie zu einer oberen Kirche auswächst, die mit der unteren nur noch durch eine mehr oder weniger große Öffnung in der Mitte des Fußbodens kommuniziert; diese freilich war in der früheren Zeit wohl stets groß genug, um vom Herrnsitz aus auch den Altar der unteren Kirche zu übersehen und so an dem Gottesdienst in derselben teilnehmen zu können. Endlich tritt in St. Godehard zum erstenmal ein Motiv des Äußeren auf, welches in der weiteren Entwicklung der romanischen Kunst,



zumal in den Rheinlanden, als dekoratives Glied weite Verbreitung findet, jene Arkadenreihe unter dem Dache, die sogenannte Zwerggalerie. Hier ist die Galerie noch annähernd in der Höhe des oberen Geschosses gebildet; erst allmählig schrumpft sie zur bloßen „Zwerggalerie“ ein, wie sie die rheinischen Kirchen seit dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts so vielfach bieten, dann zumeist in Verbindung mit dem Plattenfries. Die Heimat dieser in Deutschland neuen Form ist offenbar Norditalien, wo sie schon am Theodorich-Grabe in ihren Anfängen vorgebildet war. Übermittelt könnte sie durch die im Mittelalter vielfach wandernden Maurer aus der Gegend von Como, die „Lambardi“ und „Comassini“ sein, deren Thätigkeit im Rheinhale gesichert ist.

Das Gewölbesystem von St. Mauritius fand zunächst Nachfolge in der Prämonstratenserkirche Knechtsteden bei Neuß. 1138 begann hier der Bau; und Chor und Querschiff waren bereits ausgeführt, als 1151 der Grundriß des noch zu errichtenden Langhauses geändert und zwar damals offenbar erst das gebundene System eingeführt wurde. Die Verhältnisse sind denen zu Köln ähnlich; hier wie dort zwei hoch unter dem Schilbbogen sitzende Fenster in jeder Travee des Obergadens. Hier wie dort zwei östlich vom Querschiff zu Seiten der Apsis angebrachte Glockentürme — wenn auch diese selbst an beiden Orten verschieden gebildet sind. Also beide Male bei sonst völliger Schmucklosigkeit des Äußeren doch das Streben nach malerischer Belebung der Ostteile, welches in Knechtsteden noch durch einen achteckigen Vierungsturm verstärkt ist. Überhaupt ist hier die Anlage reicher, sind die Hauptpfeiler lebendiger gegliedert und in den Mäßen stark von den Nebensäulen differenziert. Von den vier Paaren der letzteren bestehen zwei aus Säulen, das dritte aus Pfeilern, das vierte aus je einem Säulenbündel. Die drei Joche des Kreuzschiffes sind merkwürdiger Weise sämtlich mit Flachkuppeln gedeckt. Wie dies eine in Deutschland nur als seltene Ausnahme vorkommende Deckenbildung ist, so zeigt auch die ungefähr der gleichen Zeit angehörende Augustinerkirche zu Klosterrath bei Nachen ein abnormes Gewölbesystem. Hier wurden im Jahre 1108 die Anfänge eines Kirchenbaues geweiht; es war eine drei Konchenkrypta mit quadratem Zusatz an der vierten Seite, die ein spätgotischer Chorbau umgestaltet hat. Zwischen 1138 und 1209 entstand dann der heutige Bau; die östlichen Langhausteile im Jahre 1143. Ohne Analogie auf deutschem Boden ist, daß das gebundene System hier zweimal durch eine Art von Querschiff mit Tonnengewölben in den Kreuzarmen durchbrochen wird, wobei diese Querarme freilich nur im Aufbau, nicht im Grundriß als solche hervortreten. Offenbar handelt es sich hier um ein Gewölbeexperiment, welches vielleicht von Einflüssen aus der Auvergne her bedingt ist: es ist eben die Zeit des Suchens, in der das in den großen Domen Gewonnene noch nicht Allgemeingut geworden. Auch die wild phantastische Ornamentik der Säulenkapitelle und Basen der Krypta mit ihren grotesken Verbildungen von Tier und Mensch hat wenigstens für das Rheinland etwas Fremdartiges.

Während die charakteristischen Ziele der bisher besprochenen Gruppe von Bauten die Ausbildung eines wohlgegliederten Systems feuerfester Decken sind, geht daneben am Niederrhein ein Teil der Architekten andere Wege. Statt der Fortschritte auf



konstruktivem Gebiet erstreckt er vorwiegend künstlerische Durchbildung des Aufbaues. Schon das elfte Jahrhundert sieht die Anfänge dieser Richtung, deren Blüte seit 1170 etwa datiert.

Wo immer diesseits der Alpen antike Bauwerke in das Mittelalter hinein erhalten blieben, da haben sie Einfluß auf den Gang der lokalen Entwicklung geübt. So auch in Köln. Unter hervorragenden Kirchenfürsten war seit dem zehnten Jahrhundert Macht und Reichtum des Kölner Erzbistums in raschem Fortschritt erstarkt: zuerst unter Bruno, dem großen Sohne Heinrichs I., dann im elften Jahrhundert unter Nachfolgern, die ihm an Thatkraft und Energie nicht unwürdig, wie ein anderer Sachsenprinz, Hermann, der Enkel Otto's II., und gewaltiger noch als Persönlichkeit sein Nachfolger, jener schon

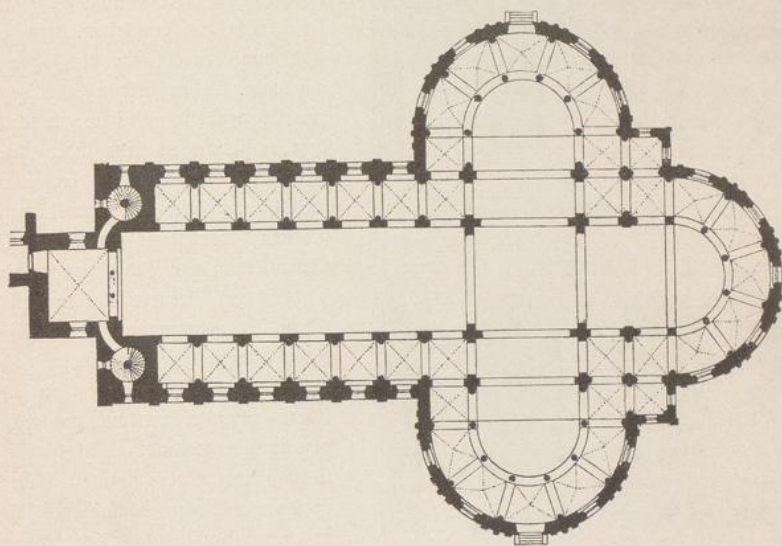


Fig. 60. St. Marien im Kapitol zu Köln.

erwähnte Hanno. Große Bauunternehmungen fallen in diese Periode. Zunächst der Umbau der aus vorkarolingischer Zeit stammenden Marienkirche auf einer römischen Trümmerstätte, die man im dreizehnten Jahrhundert (Cäsarius v. Heisterbach) schon als das ehemalige Kapitol der alten Colonia Claudia Agrippinensis ansah. Im Jahre 1049 vollzog Papst Leo IX. bei seinem Besuch von Köln hier eine Weihe, die sich auf das heut noch erhaltene Werk bezieht. Nur darf man das Einweihungsdatum nicht auch als Termin der Vollenbung des ganzen Baues ansehen; denn auch von anderen Orten ist bekannt, daß man bei unfertigen Werken gelegentlich Notbauten zur Aufnahme des Altares errichtete, wenn es sich darum handelte, die zufällige Anwesenheit einer hervorragenden Person zu benutzen, um der bevorstehenden Weihe der Kirche größeren Glanz zu geben. — Völlig ohne Verbindung steht die Grundrißbildung des hiesigen Chores innerhalb der bisherigen Entwicklung. Drei halbrunde, mit gewölbten Umgängen versehene Apsiden legen sich an ein mittleres Quadrat von erheblichen

Dahme, Bautunfl.

5



Abmessungen. Daß der Architekt des ersten Jahrhunderts auf diese komplizierte und vom Ritus nicht erforderte Anordnung aus eigener Initiative verfallen wäre, ist in höchstem Maße unwahrscheinlich. Seine eigene Schöpfung ist der rechteckige Westturm, der sich im Innern mit einer Empore gegen das Langhaus öffnet und von zwei in der Mauermaße des Langschiffes eingeschlossenen Treppentürmchen begleitet wird — eine Variante des Aachener Systems. Auf die Aachener Emporengliederung weist auch die doppelte Arkade, welche die Turmwand im Innern zeigt. Seine Schöpfung ist auch das Langhaus mit den breiten, eng gestellten Pfeilern und der Überwölbung der Nebenschiffe bei (ursprünglich) noch flach gedecktem Hauptraum.

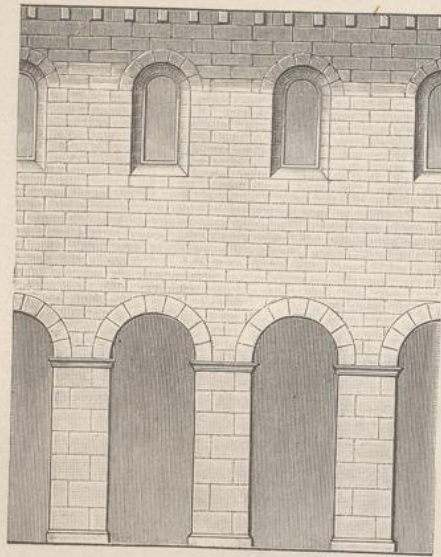


Fig. 61. System des Langhauses von St. Marien im Kapitol.

Aber die breiten Abmessungen des letzteren sind bereits nicht mehr der freie Wille des Architekten, denn sie sind von den Maßen des Chores abhängig. Dessen Bildung aber liegt ein Element zu Grunde, welches dem konstruktiven Empfinden der Zeit völlig fremd ist, — das aber freilich, nachdem es einmal aufgetreten, wenigstens für die lokale Entwicklung von Bedeutung wurde.

Bis zur Geburtskirche in Bethlehem hat man in dem Gefühl des Fremdartigen dieses Chorbauwerks nach Vorbildern dafür gesucht, an die Übertragung der dreikonchenanlagen von dorthin geglaubt. Doch die Erklärung liegt näher; sie ist zu suchen in jenen zentralen Saalanlagen, die in den Prachtbauten der Römer häufig waren und in den sogenannten Bädern zu Trier, dem Rest eines dortigen römischen Palastes, noch heute wenigstens in einem Beispiel in Deutschland erhalten sind. Eine ähnliche Anlage mag in Köln bestanden haben, welche das Christentum später für seine Zwecke in Anspruch nahm; reicht doch die Gründung der Kirche zurück bis mindestens zum Jahre 696. Die Fundamente dieses Baues aber bestimmten dann mit einigen Abänderungen die Bildung der heutigen Choranlage\*), an welche das Kultinteresse das Langhaus fügte. — Sehr beachtenswert ist hier auch das frühe Vorkommen gewölbter Seitenschiffe. Unter den größeren Basilikenbauten geht hierin in Deutschland, soweit unsere heutige Kenntnis reicht, nur Echternach (1031) und wahrscheinlich auch Speier voran; das vierte bekannte Beispiel

\*) Der Fall ist kein vereinzelter. Auch San Lorenzo in Mailand mit seiner dem Grundgedanken nach verwandten Planbildung steht, wie jetzt ziemlich allgemein angenommen wird, auf antiken Fundamenten.



im elften Jahrhundert ist dann die Aureliuskirche zu Hirsau in Schwaben. — Im dreizehnten Jahrhundert wurde nachträglich auch das Hauptschiff eingewölbt; aus dem Ende des zwölften frühestens stammt die heutige Deckenbildung der Chorteile: der Seitenschub der die Vierung deckenden Kuppel wird hier durch die Tonnengewölbe des Altarhauses und der Querarme auf drei halbrund geschlossene Apsiden übertragen, welche ihrerseits ein Widerlager in den gewölbten Umgängen finden. Bei der Freiräumigkeit des Ganzen, der Schlantheit der Säulen in den Umgängen, und den verhältnismäßig dünnen Mauermassen, ganz abgesehen von den reifen Einzelformen dieser Oberteile, ist der Gedanke ausgeschlossen, daß ein so kompliziertes Wölbungssystem bereits im elften Jahrhundert geplant worden. — Eigentliches Ornament kommt, wie bei fast allen Bauten dieser Frühzeit, nicht vor. Die attischen Basen sind steil, das Würfelkapitell zeigt eigenartig altertümliche Form ohne Halsring. Einfache Konsole tragen in entferntem Anklang an die Antike das Hauptgesims. Auch die kapitellgeschmückten Pilaster mit den großen Blendarkaden des Äußeren und das der antiken Form nachgebildete Karnies weisen auf die immer noch nachwirkende, wenn auch arg verblasste Verbindung mit dem Altertum.

Ebenfalls auf antiken Fundamenten steht in Köln die Kirche St. Gereon. Mag hier, wie die Sage will, Helena, die Mutter Konstantins, den Märtyrern der thebaischen Legion jenen Polygon-Bau errichtet haben, der (in einem Umbau des dreizehnten Jahrhunderts) heut den Westteil der Kirche ausmacht; oder ist hier in früher Zeit irgend ein antikes Gebäude für kirchliche Zwecke hergerichtet worden; der altrömische Ursprung des etwas oblongen Behnecks mit seinen tiefen Nischen läßt sich noch heute im Mauerwerk und den Wölbungen der Nischen nachweisen. Diesem Raum fügte Hanno im dritten Viertel des elften Jahrhunderts einen östlichen Chorbau mit zwei flankierenden Rundtürmen und einer Krypta hinzu, der dann im folgenden Säkulum noch erheblich nach Osten hinausgeschoben wurde. Die beiden alten Rundtürme verschwanden und zwei neue quadrate wurden dafür aufgeführt, deren Detailbildung wie die der halbrunden Apsis zwischen ihnen lehrreich für die Gärung der Formen im Kölnischen um 1160 ist: Lisenen neben den älteren und wirkungsvolleren Halbsäulen und Pilastern; der Rundbogenfries neben den großen halbrunden Blendarkaden der älteren Zeit; dazu dann bereits am Chorbau Zwerggalerie und Plattenfries. Alle Gesimse aber nach wie vor — echt niederrheinisch — höchst einfach.

Den mächtigen Eindruck, welchen die eigenartige und unerhört freiräumige Chorbildung von St. Marien damals auf die Gemüter machte, bezeugen eine Reihe von Wiederholungen: zunächst in Köln selbst die (heut gotisch umgebaute) Chorpartie von St. Andreas; ferner noch heut erhalten die großen Pfarrkirchen St. Aposteln und Groß St. Martin. Erstere in der Hauptsache ein Bau des zwölften Jahrhunderts, dessen abschließende Weihe im Jahre 1220 erfolgte, mit Resten von 1030 im Westen; letztere in der Komposition und den unteren Teilen des Aufbaus von einem 1172 geweihten Baue herrührend, während die Oberteile des Hauptraumes mit dem Turm dem dreizehnten Jahrhundert angehören. Beides also in ihrer Gesamterscheinung bereits Bauten des Übergangsstiles. Beide Male fehlt der innere Chorumgang von St. Marien; Groß St. Martin besitzt an seiner Stelle halbrunde, in der Mauermaße der Wand angebrachte Nischen und im Obergeschoß läuft rings um die ganze



Kirche nach Art der Triforien-Galerien ein schmaler Umgang. In beiden Kirchen deckt die Vierung eine Kuppel, rund in St. Martin, achteckig bei den Aposteln. Über der Kuppel in ersterer Kirche ein mächtiger vierediger Turm, an den sich vier achteitige Ecktürmchen legen, während in den Aposteln ein großer quadrater Westturm

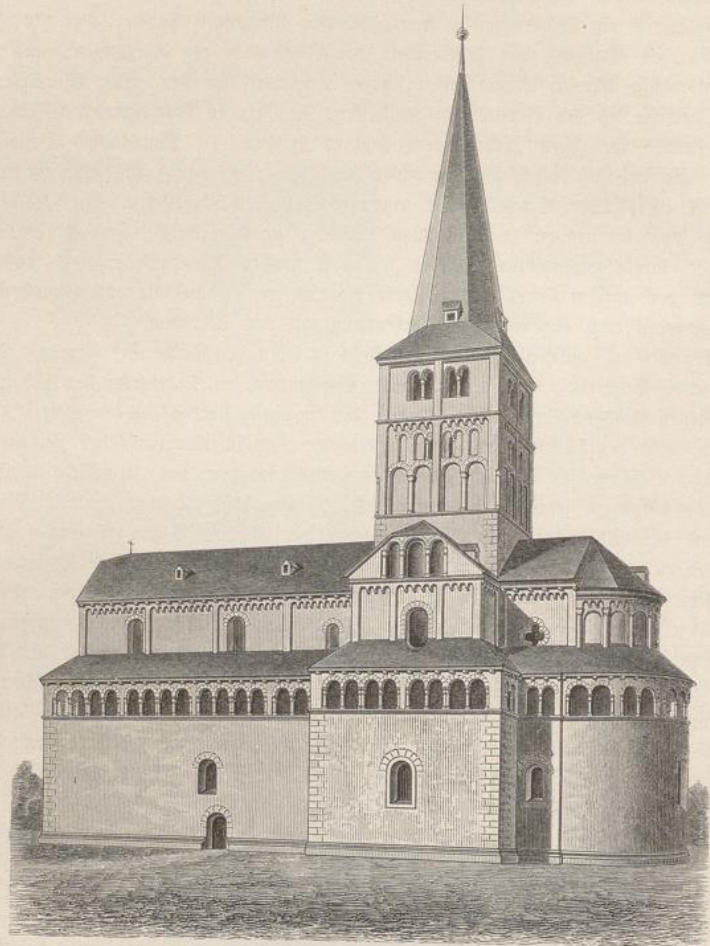


Fig. 62. Schwarzeindorf.

das Ganze beherrscht. Beide Male endlich ist das Streben nach malerischer Masswirkung in der äußeren Erscheinung unverkennbar; daher die eigenartige Gruppenkomposition des Turmes in Groß St. Martin, daher auch die reiche Bildung der Chorseite von St. Aposteln mit den schlanen, zwischen den Apfiden eingeschobenen achteckigen Glockentürmen. In den Wandgliederungen des Äußern, welche denen zu St. Gereon im wesentlichen entsprechen, tritt entschiedener als dort die Zwerggalerie hervor.



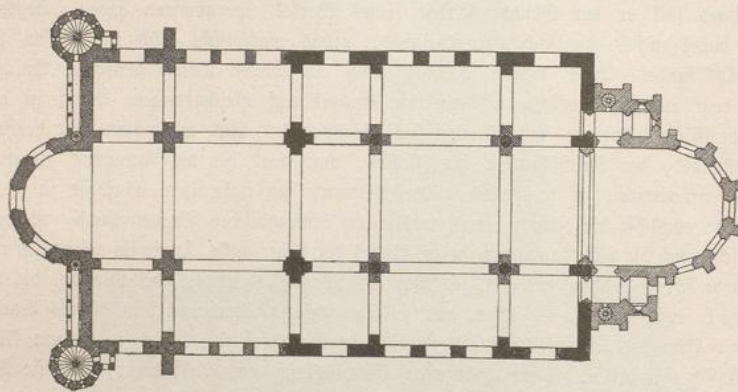
Das erste Auftreten dieses Dekorationsmomentes hatten wir in St. Godehard zu Mainz kennen gelernt. Das zweit älteste Beispiel bietet die Grabeskirche, welche sich Erzbischof Arnold II. von Köln zu (Schwarz) Rheindorf, seinem Familiengute, gegenüber von Bonn, in den Jahren 1149—51 errichtete. Zweigeschossig, also als Doppelfirche steigt der kleine Bau auf, ursprünglich ein griechisches Kreuz mit vorspringender halbrunder Apsis. Eine halbrunde, auf Zwickeln hängende Kuppel wird im Obergeschoß durch die ansteigenden Kreuzgewölbe der Seitenarme gestützt; außen ziehen sich im Niveau des Fußbodens des Obergeschoßes die Zwerggalerien hin. — Der originelle, in Deutschland befremdliche Grundriß eines Kuppelbaues über griechischem Kreuz legte schon früh die Frage nach den Ursachen seines Auftretens nahe. Man hat darauf hingewiesen, daß Erzbischof Arnold, den Kaiser Konrad III. auf seinem Kreuzzuge begleitend, im Jahre 1147 drei Monate und dann nochmals den nächsten ganzen Winter in Konstantinopel verbrachte. Von den Bauten des Ostreiches soll er den Grundgedanken seines Werkes übernommen haben. Letzteres aber bietet nichts spezifisch byzantinisches, nichts was nicht auch in Italien sein Vorbild fände. Dort waren damals noch an vielen Orten derartige Anlagen aus dem Altertum erhalten; denn die Kuppel auf gleicharmigem Kreuz ist eine der spezifischen Formen des altrömischen Grabbaues. Viel wahrscheinlicher deshalb, daß Arnold, der Reichskanzler für Italien, von dort her die Anregung zu einem Werke entnommen, in dem auch andre Momente auf italienische Einflüsse zu weisen scheinen: zunächst die Zwerggalerie, welche an lombardischen Bauten häufig ist, dann vielleicht auch die Blendarkadenreihe im Giebel der Querschiffe, sowie im allgemeinen die Vorliebe für Säulchen und Halbsäulchen als Wandgliederung, zwei Motive, die hier früher auftreten als in Köln und in Deutschland überhaupt kein älteres Vorbild haben. Für die Kölner Baukunst ist Schwarzeheindorf überhaupt in hohem Maße vorbildlich geworden. Jene glänzende Entwicklung der Architektur, wie sie Köln in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sieht, reißt zum Teil aus den in der Grabeskirche Arnolds zuerst gebotenen Motiven; und von Köln wiederum wirkt dieselbe Behandlungsweise durch die Städte der Rheinniederung zeitlich bis hinein in die glänzende Zeit deutscher Architektur in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Daß aber Schwarzeheindorf nur für die Formbehandlung, nicht auch für die Konstruktion von Einfluß gewesen, daß also der Zentralbau nicht weitere Verbreitung gewonnen, liegt mit daran, daß bald nach Vollendung des reizvollen Baues bei demselben ein Nonnenkonvent eingerichtet und ihm deshalb — die Harmonie der ursprünglichen Anlage zerstörend — ein Langhaus hinzugefügt wurde.

Wesentlich von lokalen Einflüssen abhängig und daher für unsere Betrachtung von den übrigen Gruppen zu isolieren, sind die Umbauten, welche die romanische Zeit am Dom zu Trier vorgenommen. Nach den Normanneneinfällen des neunten Jahrhunderts war derselbe nur notdürftig hergestellt worden. Im Verlaufe des zehnten verfiel er dermaßen, daß bei Regierungsantritt des Erzbischofs Poppo, 1016, kein Gottesdienst mehr in ihm stattfinden konnte, denn eine der vier großen Kalksteinsäulen, welche seit der fränkischen Zeit die Decke trugen, drohte den Einsturz. Poppo ließ deshalb an ihrer Stelle einen kreuzförmigen Pfeiler aufführen und die drei übrigen Säulen ebenso ummanteln. Danach vergrößerte er den Bau auf nahezu das doppelte



der ursprünglichen Anlage. Aber erst unter seinem dritten Nachfolger, etwa um die Mitte des elften Jahrhunderts, kam das Werk zu Ende, dem allmählig noch zwei runde, an die Ecken der Fassade gestellte Türme und eine halbrunde Westapsis hinzugefügt wurden. Erzbischof Hillin (1152 bis 1169) begann den Bau der Ostapsis, die erst Ende des Jahrhunderts fertig wurde; dem Anfang des folgenden gehören die heutigen spitzbogigen Kreuzgewölbe des Innern an.

Schrittweise kann man bei diesem Werk das Werden der neuen Formen auf einem Boden verfolgen, auf dem die altrömische Überlieferung reger wach geblieben als irgendwo sonst in Deutschland. So sind in Poppo's Bau noch mancherlei Eigentümlichkeiten römischer Technik namentlich im Mauerwerk mit seinen untermischten Ziegelschichten nachweislich; ja der Gesamtcharakter der eigenartigen und ganz aus der mittelalterlichen Tradition herausgehenden Fassade steht unverkennbar noch unter dem Einfluß der antiken Raumlagerung, die ja Poppo's Bau im Innern in allen



■ Römisch v. IV. J. ▨ Romanisch v. XI. J. ▤ Übergangsstil um 1200.

Fig. 63. Dom zu Trier.

Teilen aufnimmt. Den heutigen Rundtürmchen analog hatte die alte Fassade zwei (viereckige) Türmchen; und die Apsis entspricht ungefähr dem ursprünglichen großen Mittelportal der alten Gerichtshalle. Auch das Baumaterial ist vielfach den römischen Ruinen entnommen. — Das Unterteil der Türme hat wie zu Mainz einfache Pilaster mit geradem, hier noch von Konsolen getragenen Gebälk; erst die oberen Geschosse und die vielleicht zuletzt hinzugefügte Apsis zeigen Rundbogenfries und Blendarkaden, beide ebenfalls auf Pilastern. Völlig anders ist die Formgebung an den von Hillin herrührenden Teilen mit ihren gepaarten, mit Ringen versehenen Säulen, den kleinen Galerien, den Strebepfeilern, den reich abgestumpften Fensterumrahmungen u. a.; sie lassen bereits deutlich das Eindringen des Gotischen in den romanischen Stil erkennen. —

Sucht man über die angeführten, leicht zahlreich zu steigenden Beispiele hinaus den Gesamtcharakter der rheinisch-romanischen Kunst auf, so ergibt sich Folgendes: Aus der flach gedeckten Basilika der älteren Zeit entwickelt sich in der ersten Hälfte



des zwölften Jahrhunderts das gebundene System. Als eine Art Vorstufe dafür ist die Anlage von gewölbten Seitenschiffen bei noch flach gedecktem Mittelraum, wie zu Echternach, Speier, und St. Marien im Kapitol, anzusehen. Neben diesem zielstrebigen Gange der Entwicklung bleiben andre hier und da gemachte Wölbungsversuche ohne dauernden Erfolg. In Nachwirkung römischer Reste und des Aachener Baues tritt über der Vierung an Stelle des Kreuzgewölbes gern eine Kuppel auf, meist in Form des achteitigen Klostergewölbes auf Zwicken, seltener als eine wirkliche Halbkuppel. Bei den häufig vorkommenden doppeltchörigen Anlagen verdoppelt sich auch die Kuppel selbst dann gern, wenn ein zweites Querschiff fehlt. Außen umschließt sie ein vier- oder achteckiger Turm, ihr so besondere Bedeutung für die Gesamterscheinung des Baues gebend. Gelegentlich wird dieser Vierungsturm sogar der räumliche Mittelpunkt der ganzen Anlage. Beliebt ist ein reich in den Massen gegliederter Aufbau; ihn zu fördern steigert man an den großen Kathedralen und Abteikirchen die Zahl der Türme gern bis auf sechs: zwei Vierungs- und vier Glockentürme; und auch bei minder geräumigen Anlagen ist die Verdoppelung des Glockenturmes aus rein dekorativen Gründen häufig. Während aus der älteren Zeit das Aachener Schema der Westfront mehrfach vorkommt, tritt im ganzen, durch die großen doppeltchörigen Anlagen und die Hinneigung für materielle Entwicklung der Chorpartie zurückgedrängt, die Ausbildung der Westfassade mehr in den Hintergrund. In der Gliederung des Innern wird früh schon die Belebung der Langhauswände durch Emporen oder Blendarkaturen versucht. Aber erst in der folgenden Periode gelangen diese Tendenzen zu harmonischer Durchbildung, namentlich im Kölner, wo St. Gereon für die Emporenanlagen, St. Andreas und St. Kunibert für die bloßen Blendarkaturen Beispiele einer organisch durchgebildeten Behandlung bieten.

In der Dekoration sind noch durch längere Zeit die Reminiszenzen der Antike wach. Auf sie deuten die in der Frühzeit an Stelle der Eisenen beliebten Pilaster, die Konjolen am Hauptgesims und die Profilierung der Details; ja die Pilaster werden anfänglich noch, namentlich an den Untergeschoßen der Türme, als Träger horizontaler Gebälke verwendet. Seit dem zweiten Viertel des elften Jahrhunderts aber kommt dann die große rundbogige Blendarkade, etwas später der Rundbogenfries auf, der



Fig. 64. Vom Ostchor des Domes zu Trier.



schließlich hier wie allorten eines der Hauptdekurationsstücke des Äußeren wird. Wenn in St. Willibrord zu Echternach noch im Jahre 1031 streng korinthische Kapitellreihen auftreten und am Kämpfergesims gar der Eierstab vorkommt, so darf man hier auf besonderes lokales Nachleben altrömischer Handwerkstradition in den Steinbrüchen der Moselgegend schließen. Auch die römische Maurertechnik ist ungefähr um dieselbe Zeit, wie wir gesehen, noch am Dom zu Trier wach.

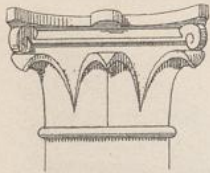


Fig. 65.  
Kapitell des ersten Jahr-  
hunderts vom Dom zu Trier.

Tradition aus der letzten Römerzeit, die durch merovingische und karolingische Bauten wachgehalten wird, ist endlich auch der hier in der Frühzeit dieser Periode weit verbreitete rhythmische Wechsel von roten und weißen Steinen, zuletzt noch in den Bogenwölbungen. Er ist freilich Gemeingut der gesamten deutschen Baukunst der älteren Zeit.

Die Entwicklung neuer Formen setzt auch hier wie überall mit dem Würfelkapitell ein, welches dann allmählig aus der ursprünglich primitiven Form zu reich skulptierten zierlichen Gebilden ausreift. Besonders altertümliche Beispiele desselben bieten einzelne Schallöffnungen der Türme von St. Kastor zu Koblenz; besonders zierliche Exemplare mit einer Fülle der anmutigsten Details die Kreuzgänge, Portale und kleinen Anbauten. Die attischen Basen sind in älterer Zeit meist steil, ermäßigten aber seit der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts ihre Höhe. Daneben

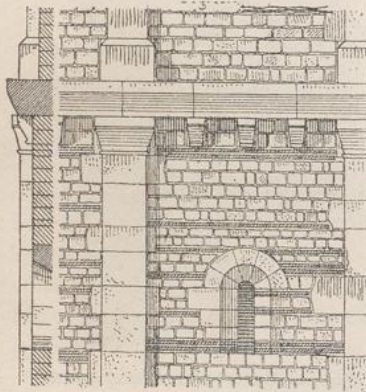


Fig. 66. Mauerwerk des ersten Jahrhunderts vom  
Dom zu Trier.

treten aber auch früh schon weiche zierliche Bildungen auf, wie wir sie zu Limburg a. d. Haardt kennen gelernt. Im Rheinland zuerst erscheint wohl auch das Eckblatt mit dem Schluß des ersten Jahrhunderts, um dann während des folgenden so allgemeine Verbreitung zu finden, daß es als charakteristisches Kennzeichen dieser Periode durch ganz Deutschland gilt. Die Zwerggalerien und den Plattenfries haben wir schon oben als bezeichnenden Zug der romanischen Architektur dieser Gegenden kennen gelernt; von hier aus finden sie gelegentlich auch sonst in Deutschland Aufnahme.

Das Detail reift nur langsam. Noch gegen Mitte des ersten Jahrhunderts fehlt jede eigentliche Ornamentation. Die Profile sind in dieser Zeit noch herb, vielfach selbst roh: St. Kastor in Koblenz, die alten Teile des Mainzer Domes, selbst noch die Godehards-Kapelle daselbst sind unter vielen anderen Beispiele dafür; dasselbe gilt für den Niederrhein, während die Baumeister der salischen Kaiser und Poppo's von Stablo weichere, mehr vom klassischen Geist angehauchte Formen lieben. Langsam bildet das Ornament sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus, um zur vollen Blüte erst gegen den Schluß des folgenden und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu kommen. Neben mehr geometrischen



Motiven, dem Bogenfries, dem Schuppen- und Schachbrettmuster und ähnlichen treten Gebilde von Blattwerk, im letzten Grunde immer noch die entarteten Kinder des antiken Akanthus, hervor. Die Blattrippen werden dabei gern mit Diamantquaderchen besetzt. Wohl kommt auch hier gelegentlich phantastisches Tierwerk (Krypta zu Kloster-rath, Kirche zu Braunweiler u. a.) vor, aber man ist am Rhein frei von jener Vor-liebe für derartige wild abenteuerliche Bildungen, wie sie im Süden verbreitet sind. Die rheinische Architektur dieser Zeit zeichnet sich vielmehr durch die Monumentalität ihrer Formen aus, sie zielt auf die Eurythmie einer reich gegliederten Gesamt-erscheinung, einer glücklichen Gruppierung der Massen ab. Nur nebensächliche Bedeutung hat ihr das Ornament. Erst als die rein nationale Entwicklung ihre Höhe über-schritten, als fremde Elemente von westwärts her in die Baukunst eindringen, gewinnt auch hier das dekorative Moment die Oberhand.

Von dem blühenden Leben des Elsaß in dieser Periode zeugt noch heute eine stattliche Reihe hervorragender Bauwerke; freilich nur noch Reste dessen, was vor den Notzeiten der letzten Jahrhunderte dies reiche Land an Monumenten besaßen. Zum Teil bis in die Frühzeit des Christentums hinauf gehen hier die Klostergründungen; und mit den Abteien wetteiferten wohlhabende Städte in allen Teilen des Landes an Baulust. Die Entwicklung der Bauformen selbst aber ist eine weniger folgerechte als am Mittel- und Niederrhein; lokale Neigungen kreuzen sich mit allerlei Einflüssen aus den umgebenden deutschen und französischen Provinzen. So entstehen wohl tüchtige Werke, deren vortreffliches Material, der scharfe Bearbeitung zulassende rote und gelbe Vogesen sandstein, die Entfaltung reich profilierter und ornamentierter Details unterstützt; aber die allgemeine Entwicklung wird durch die Bauten des Elsaßes in dieser Zeit nicht gefördert.

Manch in den Formen einfacher kleiner Bau mag im Elsaß hinaufreichen bis in die spätere Karolingerzeit; doch die Blüte der baulichen Thätigkeit fällt auch hier ins zwölfte Jahrhundert; und bis hinein in das folgende noch kämpft auch in dieser Grenzprovinz das deutsche Kunstgefühl gegen das Vordringen des französischen Geistes an. Einzelne französische Motive freilich gewinnen schon früh Geltung; so findet sich die normännische Kathedralfront mit den zwei Westtürmen und dazwischen liegendem Giebel zu Mursmünster und Lautenbach schon innerhalb rein romanischer Form. Im Durchschnitt bleiben die Türme in romanischer Zeit mäßig hoch und sind wie am Rhein zumeist mit kurzen Pyramiden abgedeckt. Dadurch erhält das Äußere etwas Gebrungenes; durch energische Differenzierung der einzelnen Teile wird es aber zugleich lebendig in den Massen gegliedert. — Die Gestaltung des Grundrisses zeigt alemannische Eigenarten, die auch im rechtsrheinischen Schwaben wiederkehren: so die Vorliebe für flache Chorschiffe und die Fortsetzung der Nebenschiffe neben dem Altarhaus — hier mit Beibehaltung, in Schwaben zumeist mit Wegfallen des Kreuzschiffes. Ferner treten hier in einer am unteren Rhein selten vorkommenden Weise gelegentlich zwei kräftige Türme an die Seiten der Vierung, so zu Murbach und dem heute zerstörten Marbach. Dem ganzen alemannischen Gebiete eigentümlich



ist endlich ein phantastisch barocker Zug im Ornament. Tier- und Menschengebilde, oft in wunderlich wilder Weise verschränkt, breiten sich nicht nur an den profilierten Gliedern, den eigentlichen Heimstätten des Ornamentes, sondern gelegentlich auch willkürlich an der Wand aus. In Verbindung mit den gedrückten schweren Formen der Architektur giebt dies den Elsaßer Bauten oft etwas eigenartig Düsteres, das in scharfem Gegensatz zu der niederrheinischen Freude an schlanken, freiräumigen Verhältnissen und klarer gesetzmäßiger Formgebung steht. Mit dem Rheinlande wiederum teilt das Elsaß die Verwendung des Pilasters statt der bloßen Eisene. In Bezug auf den Stützenwechsel herrscht kein festes Prinzip: Säulenbasiliken finden sich zu St. Sebastian in Neuweiler, zu Hallstadt und Mutzig aus der Frühzeit des elften Jahrhunderts, in der später umgestalteten Kirche zu Sulzmat, wohl vom Ende des elften und dem großräumigen, in den Formen noch strengen Bau von St. Georg zu Hagenau aus der Frühzeit des zwölften Jahrhunderts. Den Wechsel von Pfeiler und Säulen bietet die Abteikirche von Surburg mit sächsischem Grundriß bei einfachen Formen des Aufbaues und flacher Decke aus dem elften Jahrhundert und die Kirche zu Rosheim, in gleichem Grundriß mit gewölbter Decke nach 1132 erbaut, endlich die zu Lautenbach. Am häufigsten freilich finden sich Pfeilerbasiliken, und zwar vorwiegend, selbst in der Frühzeit schon Gewölbebauten.

Unter den Bauten des elften Jahrhunderts nimmt die bereits Seite 11 erwähnte, 1049 geweihte Kirche zu Ottmarsheim als eine freie Reproduktion des Kaiser Münsters zu Aachen eine besondere Stellung ein. Die Maße sind kleiner als in Aachen: rund 22 Meter Durchmesser hier zu etwa 30 Meter dort; das Achteck ist hier auch in den Umgangsmauern beibehalten. Eine halbrunde Kuppel deckt den Mittelraum, gratige Kreuzgewölbe unten, Tonnen oben die quadraten Felder des Umganges, während die dazwischen liegenden Zwickel beide Male durch keilförmige Kappen überwölbt sind. Charakteristisch für diesen Bau ist der absolute Mangel an Ornamenten im Innern; auch am Äußern fehlt bis auf den Rundbogenfries am Obergaden jeder Schmuck. — Der gleichen Periode etwa entstammt die dem heiligen Sebastian geweihte Doppelpelle an der Peter-Paulskirche zu Neuweiler, wofür ihr Grundriß nicht noch älterer Zeit angehört: eine kleine dreischiffige Anlage mit drei Apsiden, in der jederseits drei Säulen das Mittelschiff von den wenig schmälern Nebenräumen trennen. Steile Basen, kurze, stark verzüngte Schäfte, Gesimse, die nur aus Schmiede und Platte bestehen, weisen den Unterbau in frühere Zeit als den schlankeren Oberbau mit seinen reich skulptierten Würfelskapitellen und fortgeschrittenen Details.

Bedeutender in der Gesamterscheinung als diese Werke sind eine Anzahl von Klosterkirchen, unter denen die Stiftskirche zu Andlau die ältesten Bauteile besitzt: nämlich Reste aus dem elften Jahrhundert in der westlichen Hälfte der Krypta, die in jener oft wiederkehrenden Anordnung durch vier kurze Säulen in neun mit gratigen Kreuzgewölben überdeckte Joche geteilt ist. Mit einer Weihe durch Papst Leo IX. (1049) hängt dann die Bauperiode zusammen, der die östlichen Teile der Krypta, der geradlinige Chor und der Unterbau der Westfassade angehören, während Querschiff und Langhaus im zwölften Jahrhundert entstanden sind und später noch mannigfache Veränderungen erfahren haben. Auffallend ist hier die über das ganze Langhaus und Querschiff sich ausdehnende Empore. Die Wölbung geschieht nach dem



System, welches wir in Laach kennen gelernt haben, also ohne Wechsel von Haupt- und Nebentürmen. Der Unterbau der Westtürme zeigt eine kreuzgewölbte Vorhalle, über der eine gegen das Innere der Kirche sich öffnende Empore liegt, also jene Form, deren erstes Beispiel uns in Corvey begegnete. Sie scheint im Elsaß große lokale Verbreitung gefunden zu haben, denn auch Mursmünster, Lautenbach, St. Fides in Schlettstadt sind Beispiele dafür, die zum Teil wenigstens sich mit Sicherheit auf

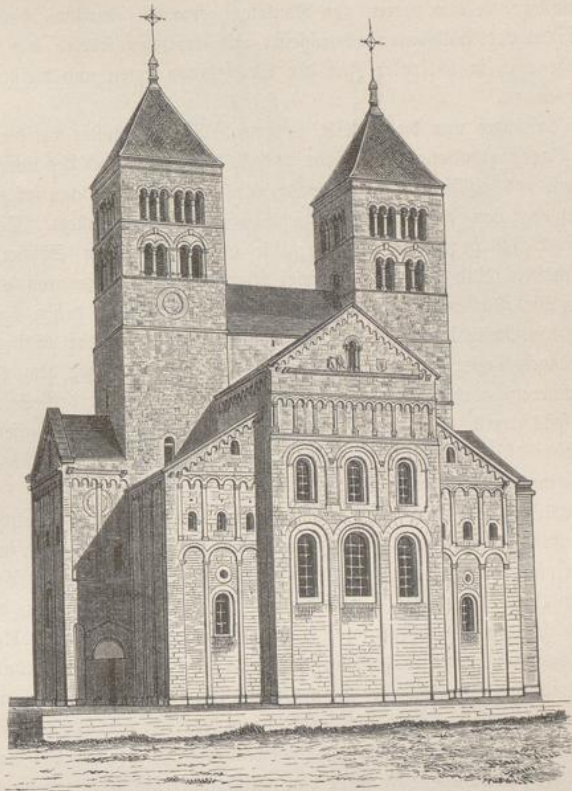


Fig. 67. Murbach.

Clugniazenser Einflüsse zurückführen lassen. Die beiden unteren Turmgeschosse sind besonders reich an rohem, phantastischen Skulpturenschmuck, der zur Architektur selbst in keiner Verbindung steht.

Zu St. Leodegar in Murbach sind nur noch die Ostteile des im Jahre 1216 geweihten Baues erhalten, die freilich noch als Ruinen zu den hervorragendsten Denkmälern des Elsaß in der uns beschäftigenden Periode gehören. Eigenartig ist hier der Grundriß: ein geradgeschlossener Chor, dreischiffig, mit einem Joche des gebundenen Systems überdeckt; daran ein Querhaus nur von der ungefähren Breite

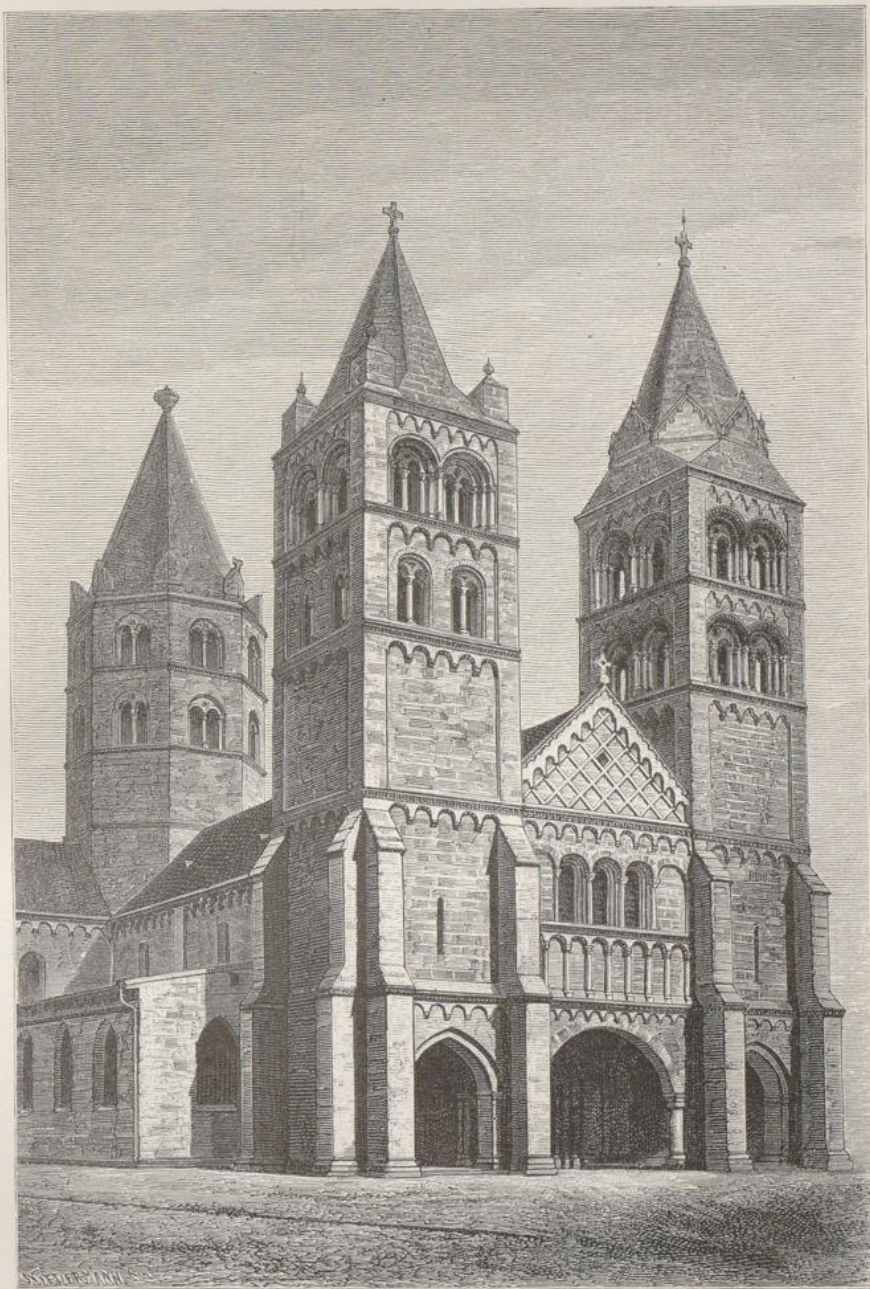


der Nebenschiffe, und nicht über die Flucht derselben hervorspringend. Über den Kreuzarmen steigt je ein quadrater Turm auf, zwischen denen der Oberbau der Bierung mit einem Satteldache gedeckt ist. An beide Stirnseiten dieses Kreuzarmes legt sich noch je ein schmaler Ausbau. Vom Langhause ist nichts erhalten. — Wie Grundriß und Aufbau sind auch eine Anzahl einzelner Motive abweichend von der Regel: so die reiche, in zwei Stockwerke verteilte Befensterung im Chor, wobei jedes Fenster in einer Rundbogenblende sitzt. Letztere wird in der unteren Reihe von schmalen Pilastern, in der oberen von Konsolen getragen; darüber dann eine Blendarkadenreihe, in der Halbsäulen abwechselnd mit ikonischen Köpfen die Bögen stützen. Auffallend ist auch in so später Zeit der Wechsel von roten und weißen Steinen an den Rundbögen.

Wie in Murbach nur die Ostteile, so sind in Maursmünster nur die Westteile des romanischen Baues erhalten: die Fassade und das westliche Joch des Langhauses, beide in den Formen des zwölften Jahrhunderts; alles übrige stammt aus späteren Perioden. Die Wölbung der Langschiffstravee geschieht im gebundenen System. Eine dreibogige Vorhalle öffnet sich gegen die Fassade; die beiden stützenden Säulen haben reich dekorierte Schäfte. Und wieder ist allerlei phantastisches Figurenornament, zum Teil willkürlich in die Flächen eingelassen, über den Bau gebreitet, dessen Gesamtcharakter trotzdem ein merkwürdig ernster ist. Einerseits wird derselbe bedingt durch das Zusammendrängen dreier gedrungener Türme, des größten über dem Mittelschiffjoch und zwei kleinerer, welche oben in das Achteck übergehen, zu den Seiten der Vorhalle; anderseits durch die breiten Lisenen, welche beide Stockwerke gliedern; endlich durch die gleichmäßige Durchführung eines einfachen, etwas schweren Rundbogenfrieses in allen Stockwerken und Giebeln.

Noch schärfer als schon an diesen Bauten tritt das spezifisch elsässische Wesen in der Peter-Paulskirche zu Rosheim hervor. Eine Pfeilerjaulen-Basilika im gebundenen System, aber, wie in den alemannischen Gebieten nicht selten, mit auffallend kurzem Langhaus ( $2\frac{1}{2}$  Joch) gebildet. Der Aufbau ist gedrungen in den Verhältnissen, mäßig in den Gliedern: Hauptpfeiler mit unverhältnismäßig starken Vorlagen, Säulen von noch nicht drei unteren Durchmessern Schafthöhe bei außergewöhnlich kräftigen Basen und Kapitellen. Dazu wieder die groteske Ornamentik: neben ruhigen, schachbrettartigen Verzierungen und allerlei Blattwerk seltsam kauernde Tier- und Menschengestalten als Träger der Gurtvorlagen, wunderlich gewaltige Eckblätter an den Basen, Säulen, die alle vier ganz verschiedene Kapitelle von willkürlicher Bildung tragen, eins darunter mit kräftiger Flechtwerkvelle in den oberen Teilen und einer Reihe kleiner Menschenköpfe als Schafttring darunter. Schlanker, als die Verhältnisse des Innern, sind die des Äußern, an dem wie zu Maursmünster der Bogenfries mit seinen niedersteigenden Lisenen das Hauptmotiv der Gliederung bildet. Da der Bau nur einen Bierungsturm besitzt (dessen Oberteile nach einem Brande von 1385 erneuert wurden), so ist die Westfront turmlos. Ihre Gliederung steht vereinzelt in Deutschland da durch das klar ausgesprochene Giebeldreieck inmitten, welches sich über einen auf kräftigen Konsolen ruhenden Hauptgesims erhebt; auf den Ecken der Giebel akroterienartige Tier- und Menschenfräsen, über der Mitte des Tympanons ein Adler. Unwillkürlich erinnert diese Frontbildung an italienische Vorbilder. Entschließt man sich auch





S. Leodegar-Kirche zu Gebweiler.







schwer, an solche zu glauben, da der Bau sonst in allen Teilen ein durchaus lokales Gepräge und zum Beispiel mit der im nächsten Abschnitt zu behandelnden Kirche St. Fides in Schlettstadt enge Beziehungen hat, so ist doch eben so schwer, die autochthone Entwicklung so eigenartiger Formen anzunehmen. Es darf eben nicht vergessen werden, wie rege die Beziehungen zu Italien während des ganzen Mittelalters waren. Ihnen gegenüber hat man nur darüber zu staunen, daß so wenig direkter Einfluß von dorthin in der deutschen Architektur nachweisbar ist. Das stolze Selbstgefühl, das Bewußtsein politischer und persönlicher Superiorität, mit welchem jeder einzelne in den alljährlich über die Alpen ziehenden deutschen Scharen auf die körperlich kleinern und weniger leistungsfähigen Italiener herabsah, kann allein dies Übersehen der künstlerischen Leistungen jenes Landes erklären.

Der elsässischen Eigenart ist die südwestdeutsche Entwicklung verwandt: hier wie dort keltisch-alemannische Stämme. Aber während das westliche Grenzland allerlei Einflüsse von jenseits der Vogesen aus jenem Lande her erfährt, das seit dem zwölften Jahrhundert in einem die deutsche Entwicklung auf vielen Kulturgebieten überflutenden Aufschwung begriffen ist, fällt dies für die rechtsrheinischen Gebiete fort. Soweit fremde Anregungen hier überhaupt nachweisbar, kommen sie aus den nördlichen deutschen Gebieten. Aber wie im Elsaß so herrscht auch im rechtsrheinischen Schwaben und in Bayern im Gegensatz zu Sachsen, zu Westfalen und dem Rheinlande ein effektisches Wesen, das in glücklicher Verwertung des an andren Orten gewonnenen wohl eine Reihe hervorragender Bauwerke zeitigt, aber doch nicht selbst epochemachend in den Gang der Entwicklung eingreift.

Lange Zeit hält man an primitiven Formen fest. Die Säulenbasilika ist namentlich in Schwaben weit verbreitet, so unter den wichtigeren Bauten des Landes im Dom zu Konstanz, den Kirchen St. Georg und Peter-Paul auf der Reichenau, der Areluskirche zu Hirsau, den Klosterkirchen zu Schwarzach, Alpirsbach, Steinbach (Klein-Komburg), Jaurndau, der Pfarrkirche zu Neckarhallsingen. Auch die Pfeilerbauten sind flach gedeckt; erst am Schluß der ganzen Periode tritt, offenbar von außen her eingeführt, die Wölbung auf. Der rhythmische Wechsel von Pfeilern und Säulen, der in Sachsen zu Haus und in Lothringen eine besondere Gruppe von Bauten bildet, kommt hier nur an der Kirche zu Chammünster in Bayern vor, wenn man überhaupt dem Wechsel der unter sich sehr ähnlichen runden und achteckigen Stützen hier solche Bedeutung beimessen will. Häufiger ist ein willkürliches Untermischen der Säulenreihen durch einzelne Pfeiler. Durch das Fehlen bestimmter Konstruktionsideale erklärt sich auch die vorhandene Willkürlichkeit der Grundrißbildung, von der die allerdings schon der folgenden Periode angehörige Kirche zu Denkendorf ein charakteristisches Beispiel giebt. Sie ist gerade geschlossen und besitzt kein Querschiff. Im Westen liegt

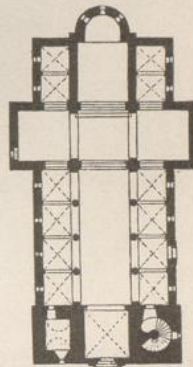


Fig. 68.  
St. Arelus zu Hirsau.  
(Rekonstruktion von v. Ggle.)



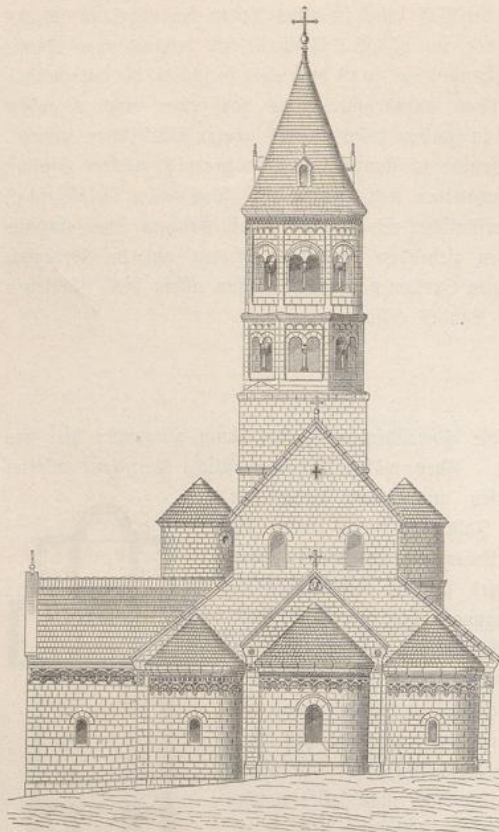


Fig. 69. Choranfsicht der Kirche zu Brenz.

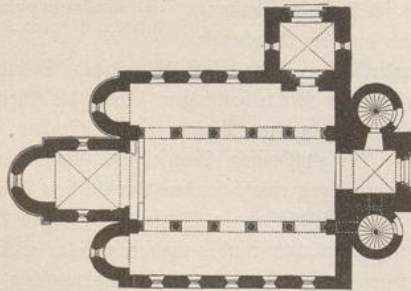


Fig. 70. Kirche zu Brenz.

der hiesigen Baugesinnung: so zu Boll bei Göppingen, zu Gmünd, Mittelzell auf der Reichenau, Moosburg, Sindelfingen und in spätgotischen Formen umgebaut zu

vor dem Mittelschiff ein vier-  
eckiger Turm, neben dem sich  
die Seitenschiffe fortsetzen; jen-  
seits des Turmes dann noch  
eine dreischiffige Vorhalle.  
Das Fehlen des Querschiffes  
ist fast die Regel; zur vollen  
Entwicklung wie sonst all-  
gemein, kommt dasselbe hier  
überhaupt nur selten; und  
zwar nur einmal bei einer  
Pfarrkirche, der zu Straubing  
in Bayern, sonst allein bei  
einigen Klosterkirchen, wo Tra-  
dition und besondere Verbin-  
dungen über die Grenzen des  
lokalen Distriktes hinaus mit-  
sprachen: zu Alpirsbach, Stein-  
bach, Ellwangen, beiden Kirchen  
zu Hirsau, sämtlich in Schwa-  
ben, und zu Präfening, Bi-  
burg, Windburg in Bayern.  
— Häufiger als andernwärts  
finden sich einschiffige Kirchen  
und auch diese ohne Quer-  
haus und gelegentlich recht-  
winklig geschlossen, oft mit  
einem Turme über dem Altar-  
hause. Bei dreischiffigen An-  
lagen liegen nicht selten zwei  
Türme über den Ostenden  
der beiden Nebenschiffe oder  
nach der Analogie von Mur-  
bach im Elsaß, über den  
beiden Kreuzarmen, wie zu  
Bachnang bei Stuttgart.  
Selbst noch Beispiele jener  
ältesten Sitte, den Kirchturm  
freistehend neben dem Gottes-  
hause aufzuführen, sind mehr-  
fach erhalten und beweisen  
den konservativen Charakter



St. Emmeran in Regensburg. Da der rheinische Turmreichtum in diesen Gegenden unbekannt, so mußte durch die Hineigung zu solcher Anbringung des Turmes im Osten die Ausbildung der Westfassade notgedrungen leiden. Wohl kommt in älterer Zeit gelegentlich das Aachener Schema, der große quadratische Westturm mit seinen flankierenden runden Treppentürmchen vor, wie zu Brenz, einer Kirche, deren Grundriß überhaupt einen auffallend altertümlichen Eindruck macht. Auch zwei Fronttürme sind gerade nicht selten, aber neue Entwicklungsmomente des Fassadenbaues, wie sie Sachsen und selbst das Elsaß — dies durch Aufnahme französischer Motive — bieten, werden hier nicht gefördert. Selbst die von Hirsau aus auf so viele Bauten der Kongregation übergehende Anlage einer Vorhalle zwischen beiden Türmen findet in der eigenen Heimat Schwaben keine lokale Verbreitung. — Eine vereinzelt Aufnahme sächsischer Gewohnheit endlich sind die zu Sindelfingen und Gmünd auftretenden Pfeiler mit kantonierten Ecksäulen.



Fig. 71. Kapitell aus der Kirche zu Faurndau.

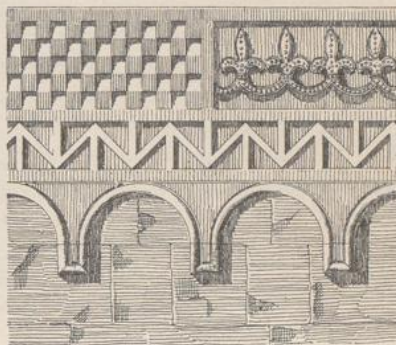


Fig. 72. Gießm an der Kirche zu Faurndau.

Fehlt es auch nicht an reich ornamentierten Bauten aus der Blütezeit des Stiles (namentlich reich gegliederte Hauptgesimse sind beliebt), so ist die Erscheinung vieler Kirchen doch auch in späterer Zeit noch auffallend einfach. Nur die Portale selbst sonst armer Kirchen werden mit Vorliebe reicher gebildet. Endlich findet sich hier dieselbe Freude an absonderlich phantastischem Ornament wie im Elsaß. An den Portalen und den Würfelkapitellen hat es seine Lieblingsstätten, aber auch sonst im Innern und am Äußern begegnet man ihm: wunderliche Zerrbilder sind es, zumeist wie im Elsaß roh in der Ausführung, bald tiefsinnige bald abenteuerliche Spielereien, oft dunkle symbolische Rätsel bietend, Schöpfungen einer noch nicht abgeklärten, halb barbarischen Phantasie, die aber doch den Sinn der Süddeutschen mächtig gefesselt haben müssen. Beispiele der Art bietet das Land allwärts, so zu St. Peter und Paul in Hirsau in den sehr roh gehaltenen Skulpturen des Turmes, an den Kirchen zu Brenz, Denkendorf, Faurndau, letztere mit ihrem bei den Romanistikern unseres Jahrhunderts einst hoch gefeierten Portale und den sonstigen zum Teil vortrefflichen Details (vgl. Fig. 71), zu Tollbath bei Ingolstadt in der bunten



Mannigfaltigkeit der ikonischen Konsole am Rundbogenfries des Außern, zu Alpirsbach an den Würfelkapitellen, zu Gögging am Portal, zu Freising in der Krypta des Domes mit ihren 24 zum Teil sehr reich skulptierten Säulen und 21 Halbsäulen, endlich in dem unübertroffenen Prachtstück der Art überhaupt, dem Nordportal der Schottenkirche St. Jakob zu Regensburg.

Den Ursprung solcher Formgebung hat man offenbar in diesen Gegenden selbst zu suchen. Das ist nichts von außen her Importiertes, sondern uredt bayerisches und alemannisches Kunstempfinden; denn gleichmäßig verbreitet findet sich diese Sinnesweise über ganz Süddeutschland mit Ausläufern bis in die Nachbarländer hinein: vom Elsaß bis über die bayrisch-österreichische Grenze hinaus, von Tirol bis zu dem nördlichsten Absenker der Richtung, der Kirche von Großsindl bei Gießen.\*) — Direkte Einwirkungen des Altertums sind nicht nachweisbar, vielmehr die allerdings der antiken Form nahestehenden Gesimse der Kapelle zu Belsen und der Kirche zu Mieningen bei Stuttgart offenbar nur zufällige Ähnlichkeiten. Zwar sind auch diese Gebiete zum Teil altrömisches Kulturland und einst rivasilienischen die Städte der Donau an Bedeutung und Blüte mit denen des Rheins; aber gründlicher als dort hatte hier der Ansturm der Barbaren mit den Zeugnissen antiken Lebens ausgeräumt. Der Lauf des großen von West nach Osten strömenden Flusses war die Straße gewesen, auf der sich immer wieder die Heerzüge der östlichen Wandervölker gegen das cisalpine Abendland ergossen; zuletzt im achten und neunten Jahrhundert die Magyaren. Erst als die Siege der großen Sachsenkaiser diese dauernd hinter die Leitha gebannt, regte sich neues Leben allgemeiner im Lande. Bis dahin war die Gesittung der Zeit inselgleich auf die Klöster- und Bischofsitze beschränkt gewesen, die selbst wieder zu häufig der Zerstörung ausgesetzt waren, um eine Kontinuität der Kultur durch jene unruhigen Jahrhunderte hindurch zu bilden. —

Im südwestlichen Winkel des ganzen Gebietes liegt im Bodensee ein Eiland, auf dem im Jahre 742 der heilige Pirmin ein Kloster gründete. Bald erblühte die so erstehende Reichenau zu hohem Ansehen; auf ihr fand die klassisch-grammatische Bildung der alten Zeiten eine ihrer Pflegstätten, bis das Vordringen jener von Clugny ausgehenden mönchphilosophischen Theorien des späteren Mittelalters den alten Ruhm ins Wanken brachte. Konflikte mit dem bischöflichen Stuhle von Konstanz kamen hinzu; allmählig sank die Bedeutung des Klosters derart, daß es im Jahre 1510 seine Selbständigkeit ganz an Konstanz verlor. Vangeschichtlich ist dies ein Gewinn geworden, denn so wurden hier die altromanischen Kirchen erhalten. Von den drei heute noch stehenden Werken besitzt die Peter-Paulskirche zu Unterzell, eine Säulenbasilika mit drei in der Mauerstärke angebrachten Apsiden und zwei quadratischen Türmen über dem Ostende der Seitenschiffe, in ihren Ostteilen noch Reste der Karolinger-

\*) Diese dekorativ-figürliche Plastik ist nicht zu verwechseln mit jener der ganzen romanischen Kunst eignenden Verwendung symbolischer Tier- und Menschengebilde im Ornament. Diese tritt als Belebung gewisser dem Ornament bestimmter Glieder auf; erstere hat selbständige Bedeutung und ihr Bildner kümmert sich nur in bedingter Weise um den architektonischen Gedanken.



periode. Ebenso treten diese in der ursprünglich einschiffigen Kreuzkirche St. Georg zu Oberzell hervor, mit geradgeschlossenen, durch die untergelegte Krypta um zwanzig Stufen erhöhtem Chor und halbrunden Querarmen; also ein Grundriß, der sich an die Formbildung der ersten Jahrhunderte des christlichen Kirchenbaues anschließt. An Stelle des westlichen Armes trat im elften Jahrhundert eine dreischiffige Säulenbasilika mit zweiter halbrunder Apsis und langer Vorhalle. Die halbrunden Abschlüsse der Kreuzarme wurden später rechtwinkelig umgebaut. — Noch zeigen die architektonischen Formen überall geringe Kunstentwicklung. Höchst bescheidene Maße, wenige und einfache Kunstformen, in der Krypta von St. Georg sogar bis auf die rohen trapezförmigen des Schafttringes und der Deckplatte entbehrenden Kapitelle der plumpen Säulen überhaupt kein Detail, mangelhafte Technik mit bedingt durch das schlechte Baumaterial (Rheingeschiebe und Keuper sandstein) geben der Gesamterscheinung etwas ungemein Primitives. In archäologischer Beziehung ist dies freilich wieder wichtig. Es zeigt, daß selbst mächtige Klöster des Südens sich gelegentlich damit begnügten, so ärmliche Umbauten älterer Werke in einer Zeit aufzuführen, in der bereits die großen rheinischen Dome entstanden. Wichtiger noch, als durch seine Bauformen selbst, ist St. Georg durch seine neuerdings unter der späteren Tünche entdeckte und bloßgelegte ursprüngliche Bemalung des Innern: von der Säulenbasis bis hinauf zum Dachstuhl — und dieser unzweifelhaft ebenfalls — war hier das Mauerwerk polychrom behandelt.

Über ihren eigentlichen Kunstwert hinaus gewinnt diese Malerei erhöhte Bedeutung, weil sie die Lücke zwischen der Polychromie der Antike und derjenigen des späteren Mittelalters füllt. Das erste Verbindungsglied zwischen den beiden Endpunkten dieser Entwicklung bietet uns heute der Umbau des Domes zu Trier aus fränkischer Zeit, dessen aus dem Schutt hervorgezogene Reste der farbigen Bemalung des sechsten Jahrhunderts noch, wie wir gesehen haben, durchaus antiken Geist, wenn auch in etwas vergrößerter Farbenskala atmen. Die innere Ausschmückung des Aachener Münsters ist im ganzen nicht mehr zu rekonstruieren. Die neuerdings aufgefundenen Reste von Ornamenten, Malerei und einzelnen Mosaikstücken zeigen aber auch hier noch das Nachleben der antiken Polychromie.

Aus hochromanischer Zeit finden sich dann vielerorten Beispiele für die vollständige Ausmalung der Kirchen; im Dome zu Braunschweig haben wir sie bereits kennen gelernt. Daß es sich aber dort um keine neuen Errungenschaften, sondern lediglich um die Umbildung der antiken Sitte handelt, dafür bietet St. Georg das bisher fehlende monumentale Zeugnis: also auch in jenen kulturarmen Zeiten, als der Kampf mit der Technik und Mangel an künstlerischer Übung Abmessungen und Formgebung auf ein möglichst knappes Maß beschränkten, war die farbige Bemalung des gesamten Innern unvergessen! Und noch immer deuten, wie die Abbildung zeigt, hier allerlei Details, so die wechselnden Mäanderformen und das mit Anthemien durchsetzte Kreisornament auf einen gewissen Zusammenhang mit dem Altertum.

Mehr archäologisch als künstlerisch interessant ist auch der dritte der auf dem Bodensee-Eiland erhaltenen Bauten, die eigentliche Klosterkirche St. Maria und Markus zu Mittelzell, eine Pfeilerbasilika aus dem elften und zwölften Jahrhundert, mit einem



Westturm aber trotzdem zweischörig mit zwei Querschiffen, in Maßen, welche an sich nicht besonders groß (r. 86 Meter Gesamtlänge), die von St. Georg und der Peter-Paulskirche sehr erheblich übertreffen. Von der Einfachheit ihrer Formen mag die Abbildung (Fig. 73) eine Vorstellung geben; selbstverständlich ist in derselben das heutige Turmdach nicht das ursprüngliche.

In verwandtschaftlicher Beziehung zu den Bauten der Reichenau steht der älteste Teil des Domes von Konstanz, die (nach Adler 995 erbaute) Krypta mit ihren dicken Säulen, während die Kirche selbst bereits die Formen einer viel reiferen Zeit trägt.



Fig. 73. Klosterkirche zu Mittelzell auf der Reichenau.

Die Grundform weist den im Alemannischen vielfach verbreiteten geraden Chorschluss auf, die Verhältnisse sind geräumig (r. 12 Meter Mittelschiffsweite), die sechzehn Säulen der Schiffe schlank gebildet mit Entasis und Verjüngung, die Kapitelle mit freier Behandlung des Würfelmotivs. Eckblätter an den Basen dieser Säulen beweisen aber, daß die Bauzeit von 1052—68 nicht, wie geschieht, auf diese Teile bezogen werden darf, da ein so frühes Vorkommen des Eckblattes noch durch vierzig Jahre etwa ohne Analogie sein würde. Eigenartig ist hier die ursprüngliche Anlage der beiden Westtürme, welche ähnlich der älteren Anlage von St. Kastor zu Koblenz auf drei Seiten frei vor die Front vorsprangen. — Die ursprüngliche Gestalt des Innern haben Um- und Anbauten der Gotik und des siebzehnten Jahrhunderts wesentlich verändert und neuerliche Restaurationen dann wieder herzustellen versucht.



Auch zwei andere Episkopalkirchen des Gebietes, die von Augsburg und Freising, enthalten in späteren Umbauten versteckt noch romanischen Kern. Beide Male waren es Pfeilerbasiliken, in Augsburg doppelschöbig aus dem ersten Jahrhundert, in Freising (1160—1205) ohne Querschiff mit drei Apsiden im Osten und zwei Fronttürmen im Westen, auffällig durch den Hinzutritt von Emporen über den Seitenschiffen und eine vierschiffige säulenreiche Krypta mit abenteuerlicher Dekoration, die in zwei auch am ganzen Schaft mit allerlei barocken Gebilden skulptierten Säulen ihre Höhe erreicht.

Aber nicht in den Kathedralbauten der Zeit, sondern in einigen Klosteranlagen liegt für die heutige Betrachtung der eigentliche Schwerpunkt der Entwicklung in diesen Gegenden: Die kreuzförmige Säulenbasilika des 1095 gegründeten Benediktinerklosters zu Alpirsbach im Schwarzwald gehört schon durch ihre Maße zu den hervorragenden

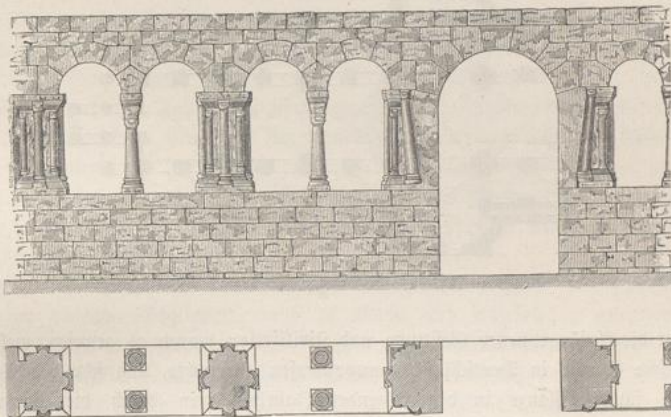


Fig. 74. Aus dem Kreuzgang zu Alpirsbach.

Werken des Landes; freilich weist sie das Auftreten von Spitzbogen bereits in die folgende Periode und die romanischen Reste ihres später gotisch umgebauten Kreuzganges sind weniger wichtig innerhalb des allgemeinen Entwicklungsganges als charakteristisch für die Willkürlichkeit, mit welcher der Süden gelegentlich selbst die tektonischen Grundformen behandelt. Mit der ursprünglichen Anlage von Alpirsbach teilt der Grundriß der Klosterkirche von Ellwangen (Fig. 75), auf die wir S. 90 f. zurückkommen, die Eigentümlichkeit, daß sich die Nebenschiffe nach jenseits der Vierung neben dem Altarhaus fortsetzen.

Unter allen süddeutschen Klöstern ist aber in dieser Periode Hirsau bei Calw in Württemberg weitaus das wichtigste, sowohl in kirchen- als in baugeschichtlicher Beziehung. Aber es sind nicht sowohl große technische und künstlerische Fortschritte der Entwicklung, welche die Bedeutung der Hirsauer Bauten für die deutsche Architekturgegeschichte ausmachen, als vielmehr die Stellung des Klosters als das mächtige Haupt einer weitverzweigten Kongregation und der Einfluß, den seine besondere Formgebung dadurch auf zahlreiche andere Abteien gewinnt. — Die Baulichkeiten



sind heut eine Trümmerstätte, welche seit der Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1692 von den Umwohnern vielfach als Steinbruch benutzt und erst in der neuesten Zeit durch v. Eggle\*) eingehend durchforscht wurden. —

Versuchen wir es zunächst in kurzem Überblick Ursache und allmähliches Werden jener Umwälzung in den Anschauungen des Mittelalters zu verstehen, welche das Resultat einer Jahrhunderte langen Ausreifung ist und in ihren letzten Folgen längst nach dem Sinken der Bedeutung Hirsau's auf baulichem Gebiet jene Umwandlung der konstruktiven und formalen Ideale herbeiführt, welche man in ihrem Resultate freilich sehr ungeeignet als „gotischen Stil“ bezeichnet. Es führt uns das über die räumlichen Grenzen, welche unserer Betrachtung im allgemeinen gesteckt sind, hinaus.

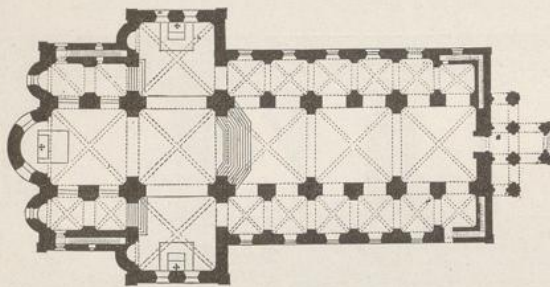


Fig. 75. St. Vitus zu Ellwangen.

Nur die Anfänge neuer Gesittung und Zivilisation waren es gewesen, welche die karolingische Epoche in Deutschland hervorzurufen vermochte, und schweren Unbilden war die junge Pflanze in den folgenden Jahrhunderten durch die Normannen- und Hunnennot wieder ausgesetzt. Die elementare Leidenschaftlichkeit, die trohige Kraft und der jäh aufschäumende Mut, welche den Germanen der Wanderzeit charakterisieren, wurden damals noch nicht abgestoßen. Dazu bedurfte es erst der auf geordneten sozialen und politischen Zuständen erwachsenden Zucht des Einzelnen, sowie einer durch Generationen vererbten Kultur der Geister. Denn Trotz, Jähzorn, Kampfesleidenschaft, Gewaltthat, rohe Lust und wilbes Greifen nach allem, was der Begierde lockend erscheint, sind Naturfehler aller jugendkräftigen Völker; zu ihnen trat hier noch die Sittenverderbnis der römischen Kulturwelt, deren Einfluß die germanischen Stämme nur zu bald unterfielen. Schnell hatte der Franke, der Sachse und Alemanne es gelernt, durch Treubruch und Mord, durch Verrat und falsche List sein Ziel zu erreichen. Die Greuel des Merowinger-Hauses sind in vorkarolingischer Zeit nur das in die Augen fallendste Zeugnis dafür. Schlimmes geschah auch im eigenen

\*) Herrn v. Eggle habe ich außer für Mitteilungen über seine Ausgrabungen in Hirsau und Abbildungen der dortigen Bauten noch ganz besonders für die freundliche Überlassung einiger Aushängebogen seines demnächst erscheinenden Werkes über die mittelalterlichen Baustile zu danken. Ihnen sind die Fig. 63, 65, 66 entnommen.



Hause Karls und bei seiner Nachkommenschaft; in der Familie der sächsischen Kaiser war auf den Bruder, den Vetter kein Verlaß; bei den Saliern griff der Sohn nach des Vaters Krone; und ähnliches hatte fast jedes große Adelsgeschlecht aufzuweisen. — Kein Unterschied darin zwischen Laien und Geistlichkeit. Die Not der Zeiten hatte in den Hunnen- und Normannenkämpfen die Bischöfe oft gezwungen, weltliche Interessen in den Vordergrund ihrer Arbeiten zu stellen; überhaupt wirkte verderblich auf die Zucht des Klerus die Verbindung der geistlichen Würde mit Territorialbesitz, die Stellung der Bischöfe und Äbte als weltliche Fürsten und das dadurch bedingte Hereinziehen derselben in die politischen Tagesfragen. Um so verhängnisvoller dies alles, da die Anschauungen der Zeit über die Aufgaben des Priesters überhaupt noch nicht geklärt waren. Die neue seit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts aus germanischem Stamme erwachsende Geistlichkeit beanspruchte im Gegensatz zum älteren römischen Klerus den Kriegsdienst als Mannesrecht auch für sich. Stimmen dagegen wurden freilich schon unter Pipin laut; der Versuch aber, den Priester als Mann des Friedens vom Heere zu entfernen ist vorerst nicht durchzuführen. Karl selbst fordert gelegentlich Äbte auf, in schwerer Rüstung mit ihren Leuten ihm zuzuziehen. Karl der Kahle dispensiert zwar einige Bischöfe wegen Alterschwäche vom Kriegsdienste, als aber der Abt Lupus von Ferrières auf seine Pflichten als Priester hinweisend die Heeresfolge weigert, da erzwingt der Kaiser ihm gegenüber seine Forderung. Und noch von Bernward von Hildesheim wissen wir es ausdrücklich, daß er es für Pflicht erachtet, selbst an der Spitze seiner Gefolgschaft mit dem Lehnsherrn ins Feld zu rücken.

Der reiche Besitzstand der Kirche und die dem Kandidaten auf die geistlichen Ämter sich bietende Möglichkeit, rasch zu Macht und Ansehen zu gelangen, reizt die Begehrlichkeit der Großen. So bringen sie allmählig die geistlichen Würden in ihre Abhängigkeit, — und ihre Rivalität um die Erlangung der Sitze erzeugt den großen Fluch jener Zeiten: die Simonie. Es gab eine Periode, in der es im ganzen Abendland Regel war, für jedes geistliche Amt bis hinauf zum Papsttum einen bestimmten Kaufpreis zu entrichten. Selbst die besten scheuten sich nicht, der Sitte zu folgen, und jeder Einspruch schwieg, sobald nur die Person des Kandidaten keine groben Bedenken erweckte und wenigstens die Ordination nach den Vorschriften vollzogen war. Denn in vielen Fällen bestand die Inthronisation einfach in einem Akte roher Gewalt, begangen unter dem Schutze mächtiger Familienbeziehungen.

Nicht minder schlimm stand es um die niedere Geistlichkeit. Zügellos in der Leidenschaftlichkeit, ausschweifend in den Sitten, war sie wenig geeignet, Lehrer und Erzieher des Volkes zu höherer Gesittung zu werden: wo die Priester in der Ehe lebten, was in Frankreich sogar auf vielen Bischofsstühlen der Fall, da war wenigstens dem groben Konkubinat in etwas gewehrt. Daß man sie in Schenken, am Würfelspiel und Bechen, daß man sie bei öffentlichen Kaufereien fand, sie trunken am Altare sah, sind sich wiederholende Klagen. — Vielsach hatte zu dieser Entartung der niederen Geistlichkeit der Mißbrauch des Patronatsrechtes beigetragen: eine Fülle von Kreaturen der Domänenherren, oft Leibeigene derselben, waren allmählig in die geistlichen Würden gebracht, die sie als Sinecuren betrachteten oder im Sonderinteresse ihres Patrons verwalteten. Allseitig hatte eben der Einfluß des Laienregimentes auf das Priestertum



und seine Eingriffe in die hierarchische Ordnung verhängnisvoll gewirkt. — Nur weil es die Verweltlichung aller geistlichen Interessen auf der höchsten und deshalb am weitesten durch die Welt sichtbaren Stelle zeigt, verdient es angesichts dieser Greuel besondere Beachtung, wenn im Jahre 1033 die Grafen von Tuscoli den zwölfjährigen Knaben Theophylakt (Benedikt IX.) aus ihrer Familie auf den Papstthron setzten. Im Jahre 1044 verkaufte derselbe dann seine schwankend gewordene Würde und ein dreifaches Schisma übertrumpfte darauf noch das Ungeheuerliche dieser Regierung.

Wohl waren zu allen Zeiten angesichts dieser Zustände Männer aufgestanden, tief durchdrungen von dem, was im Geiste der Kirchenväter Papsttum und Kirche sein sollten und erschüttert von dem, was sie in der That geworden. Nach und nach beginnt deshalb eine reformatorische Bewegung; sie kommt zum Sieg, seitdem ein Papst dieser Partei, Leo IX. (1049—54), aus der elsässer Familie der Grafen von Dachsburg, zur Herrschaft gelangte. Seine vielfachen Reisen in Gallien und Deutschland verfolgen den Zweck reformatorischer Kontrolle: die Verwilderung der Sitte im Klerus soll bekämpft, die hierarchische Macht aus ihrer Abhängigkeit von der weltlichen gelöst werden. Dies aber konnte im Hinblick auf die Verweltlichung des Priestertums durchgreifend nur durch den allmähigen Ausbau der Hierarchie zu einer festgefügtten Macht mit absoluter Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze erreicht werden. — Der Weg, auf dem dies zu erreichen ist, aber liegt anfänglich den Meisten nicht klar vor Augen; erst nach und nach präzisieren sich die Forderungen, wird neben der Beseitigung der Simonie auf kirchlicher Seite auch die konsequente Durchführung und Verschärfung der altbestehenden Gesetze gegen die Priesterere als Mittel zum Zweck allgemein erkannt. Und gar die Konsequenzen, zu denen diese Bewegung schließlich auf kirchenpolitischem Gebiete führen mußte, sind im Beginn nur von wenigen scharfdenkenden Köpfen durchdacht. Moralischen Wandel im Leben des Einzelnen zu schaffen, die Würde des Priestertums wieder zu heben, es unabhängig zu machen von den Übergriffen der Laienwelt, das war anfänglich allein das Ziel des Strebens. In diesen Bemühungen, den ersten Entwicklungsstadien der großen Umwandlung der Anschauungen, gehen deshalb weltliche und geistliche Macht vorläufig noch Hand in Hand. Beide haben gleiches Interesse an der Hebung des Priesterstandes.

Ihren Ausgangspunkt findet die Bewegung im Mönchtum.

Im Laufe der Jahrhunderte war im ganzen Abendlande die Regel des heiligen Benedikt die bestimmende für das Mönchtum geworden. Aber es bestand keine organische Verbindung zwischen den einzelnen Abteien. Nichts bot Garantien für die Durchführung der Ordensregel in ihnen, kein Mittelpunkt des Ganzen schaffte den gemeinsamen Interessen und Standesanschauungen nach außen hin Nachdruck. Auch hier war die Gewalttätigkeit der Zeit verhängnisvoll gewesen: gegenüber der verwilderten Sitte hatte der Grundgedanke des Mönchtums, durch Strenge des Lebens und eifrige, gottgeweihte Thätigkeit in Gegensatz zu dem Treiben der Welt zu treten, nicht Stich gehalten. Eine Einklehr versuchte zuerst Benedikt von Aniane (750—821). Durch Reinheit der Sitten und christliche Demut selbst das Vorbild des echten Mönches, gelang es ihm, seinen Geist zunächst in einer Anzahl von Klöstern zum Durchbruch



zu bringen, bis Ludwig der Fromme seine auf Grundlage der Regeln Benedikts von Nursia verfaßten Konstitutionen für die Klöster des fränkischen Reiches allgemein maßgebend erklärte (817). Hier zum erstenmal begegnen wir dem Gedanken eines Gesamtverbandes aller Klöster. Aber das Werk blieb vorläufig noch ohne Bestand, denn im zehnten Jahrhundert hatte die Verweltlichung der Geistlichkeit auch die Klöster wieder ergriffen. Kaum daß in den reicheren Abteien gemeinsame Wohnung die Brüder vereinigte, sonst unterfiel an vielen Orten ihr übriges Leben keinen Schranken; oft standen sogar Laienabte an der Spitze der Klöster.

Seit dem Ende des neunten Jahrhunderts nun nahm dort, wo das Unwesen besonders schlimm, in Burgund, eine Anzahl von Edlen die Bestrebungen Benedikts auf. Zunächst wirkte Graf Benno von Burgund, dann sein Nachfolger Odo in jenem Geiste; Mittelpunkt dieser Bewegung wird das 910 gegründete Kloster Clugny (Dep. Saône und Loire), der Abtitz Odo's. Von hier aus strömt unter den folgenden Äbten Majolus, Odilo, Hugo fortgesetzt agitatorische Bewegung, deren nächste Hauptziele Reinheit der Sitte, Vertiefung des religiösen Lebens, energische Zurückweisung aller weltlichen Eingriffe in die kirchliche Interessensphäre sind, wobei sich bald festes Zusammenfassen der reformierten Klöster als notwendige Voraussetzung zur Durchführung der Neuerungen gegenüber den widerstrebenden Elementen im Laien- und Priesterstande ergibt. Von Clugny aus geht deshalb die Forderung nach der Ehelosigkeit der Priesterschaft im allgemeinen, nach der Befreiung derselben von jeder weltlichen Abhängigkeit und Beeinflussung in die Welt. Hier auch zieht man allmählig rücksichtslos die Konsequenzen dieser Forderungen. Solange die Differenz in den Idealen noch nicht zu Tage tritt, sind die Kaiser mit den Bahnbrechern der Reform in engem Bunde: Poppo von Stablo, der eifrige Vorkämpfer der Clugnienser Ideen, ist der vertraute Ratgeber Konrads II., der ihm eine Abtei nach der anderen zur Reform und dauernden Kontrolle unterstellt. Und die Masse des Volkes schloß sich gern den Mönchen an, welche gegenüber der Zügellosigkeit, im besten Fall dem beschränkten Gelehrtentum der alten Klostergeistlichkeit, eine lebhaftere kirchliche Thätigkeit entwickeln, die nicht nur der Seelsorge, sondern gelegentlich auch dem leiblichen Wohl ihrer Pflegebefohlenen zu gute kam.

Gemeinsames Interesse der Reform und des Imperiums noch ist es, welches das Einschreiten Heinrichs III. gegenüber dem Schisma veranlaßte. Aber damals schon war in Clugny der Mann erwachsen, der die dort großgezogene Idee des theokratischen Papsttums zum Siege führte: Hildebrand, seit 1073 Gregor VII. Das antike Imperium, wie es Karl der Große aufgenommen, sinkt durch ihn thatächlich ins Grab; die Wiederaufnahme des Gedankens der Weltmonarchie unter den Hohenstaufen ist von Anfang an der Kampf um eine verlorene Sache. —

Schnell wuchs im elften Jahrhundert, durch die politischen Zustände begünstigt, die Macht Clugny's. Auf der Höhe ihrer Entwicklung unter Abt Peter (Venerabilis), gest. 1157, reichen die Filialen der Kongregation bis Konstantinopel und Palästina, an 2000 Klöster im ganzen. Im Kampf der beiden großen Mächte ist sie der treueste und thatkräftigste Bundesgenosse des Papsttums: Reform der älteren Klöster durch Clugnienseräbte, Besetzung von Neugründungen mit Mönchen der Kongregation sind beliebte Agitations- und Kampfmittel.



Eine Fülle von Symptomen verrät auch bereits im elften Jahrhundert die Umwandlung in den Anschauungen der großen Masse, das Aufkommen einer religiösen Bewegung, die im Gegensatz zu der früheren Zügellosigkeit der Begierden in ihrem Verlauf den Geist des Mönchtums in der Gesellschaft überhaupt zur Herrschaft bringt; denn nicht umsonst hatten die Clugnienser es verstanden, Einfluß auf die Erziehung der adligen Jugend zu gewinnen. Nun geht man von der Abwehr der Laienübergriße in kirchliche Gebiete allmählig zum Angriff selbst über. In der Einrichtung der Treuga Dei, des Gottesfriedens (1041), greift die Kirche zum erstenmal gewalttham in die Lebensgewohnheit des Laienstandes. Sie selbst wacht über der Aufrechthaltung desselben; sie kann es, weil ihre Strafen jetzt von einschneidender Bedeutung für die soziale, ja für die staatliche Ordnung werden. Denn von nun

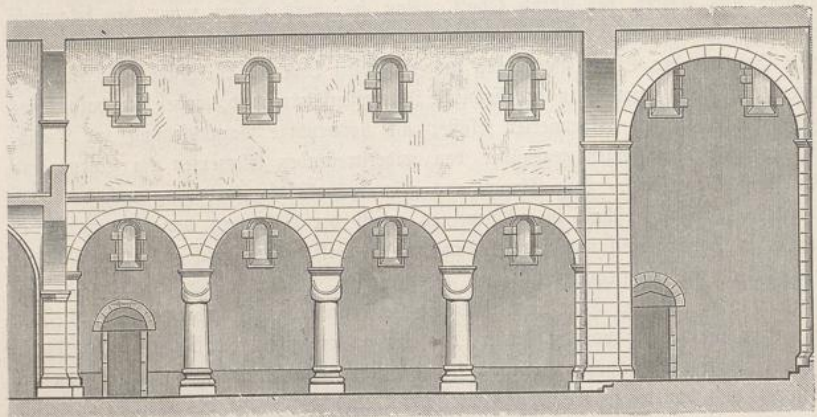


Fig. 76. System des Langhauses von St. Aurelius zu Hirsau.  
(Rekonstruktion von v. Gg.)

an beginnt in der Praxis der Grundsatz Geltung zu bekommen, daß der von der Kirche Gebannte auch im bürgerlichen Leben verfehmt ist.

Der Vorort Clugny's auf deutschem Boden ist Hirsau. 830 bereits wurde das Kloster von Fulda aus gegründet; 1049 aber fand es Papst Leo IX. bei seinem Besuche des Elsasses schon seit 63 Jahren wieder verlassen. Er sorgte deshalb für die Neubesehung der zu seiner Familie in besonderen Beziehungen stehenden Abtei. Als Folge derselben entstand 1058—71 ein Neubau der alten Aureliuskirche. Eine kreuzförmige Säulenbasilika (vergl. Fig. 68, 76—78) mit gedrückten Schäften, schweren Würfelskapitellen, eckblattlosen Vasen und noch sehr einfachen Gesimsen; zwischen den zwei Westtürmen eine Vorhalle, über derselben im Innern eine Empore. Eine Krypta fehlt; die Haupträume sind flachgedeckt, die Seitenschiffe gewölbt. Gleichzeitig mit der Vollendung dieser Kirche bricht die Glanzzeit des Klosters an, welches in Abt Wilhelm (1069—1091) einen so energischen Vorkämpfer der Reform des Mönchswezens und damit der päpstlichen Partei gegen die kaiserliche an seiner Spitze hat, daß dieser Mann allein an die hundert in Verfall geratene Klöster



durch Mönche von Hirsau reformiert, hundert und dreißig Äbte in verschiedene Sitze hinausgesandt haben soll. Für die anwachsende Bewohnerzahl des Klosters aber genügte das bestehende Gotteshaus bald nicht mehr. So entstand 1083—92 die größere Peter- und Paulskirche, eine flachgedeckte, kreuzförmige Basilika mit einer Vorkirche nach Art der von Paulinzelle. Und zwar besaß die Peter-Paulskirche die älteste derartige Vorkirche, die wir überhaupt kennen; selbst die gleichen Anlagen von Bézelay und Clugny in Burgund sind (wenigstens in der uns bekannten Form) jünger. Jenseits des Altarhauses setzten sich die Nebenschiffe fort; der Schluß des Chores scheint

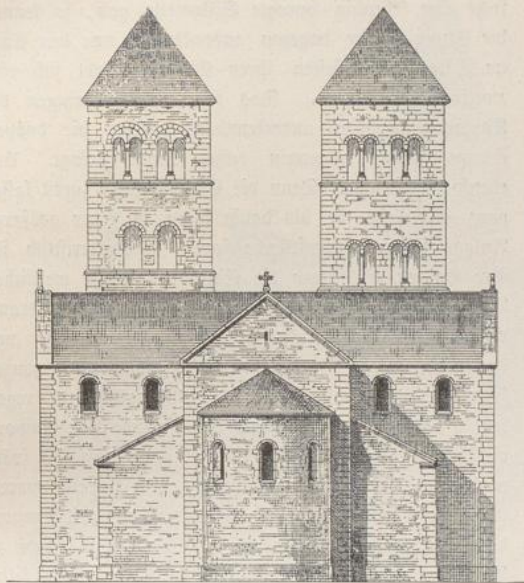


Fig. 77. Oberansicht von St. Aurelius zu Hirsau.  
(Rekonstruktion von v. Egle.)



Fig. 78. Kapitell und Basis in  
St. Aurelius zu Hirsau.

geradlinig gewesen zu sein. Die Westfront hatte zwei Türme, deren einer nur noch erhalten ist; ein einfaches Werk mit jenem schon oben erwähnten zum Teil zerstörten roh gearbeiteten Figurenfries über dem zweiten Geschoss und je zwei gepaarten Fenstern in den Seiten der drei oberen Stockwerke. Alles andere ist der Vernichtung anheimgefallen, und erst die Bemühungen von Egle's, der mit den Studierenden des Stuttgarter Polytechnikums hier Ausgrabungen veranstaltete, haben wenigstens den Grundriß des Baues wieder gesichert.

Daß ein so mächtiges und zugleich in sich so geschlossenes Gemeinwesen, wie die Kongregation von Hirsau es war, für seine besondere religiöse Eigenart auch gewisse bauliche Eigentümlichkeiten ausbildete, daß somit in der Erscheinung ihrer Gotteshäuser eine Anzahl übereinstimmender Züge hervortreten, die sie von anderen Bauten unterscheiden, ist nur natürlich. Um so mehr, als hier zuerst das Institut



der *Fratres barbat* hervortritt, dem Orden affilierte Handwerker, die vornehmlich geeignet waren, in ihrer Mitte gewisse bauliche Traditionen zu pflegen. Die Zerstörung der Hirsauer Kirchen, denen in den Stürmen der Revolution die von Clugny folgte, erschwert freilich die Fixierung dieser baulichen Eigenarten im einzelnen; immerhin sind eine Anzahl derselben ins Auge fallend: War bei den alten

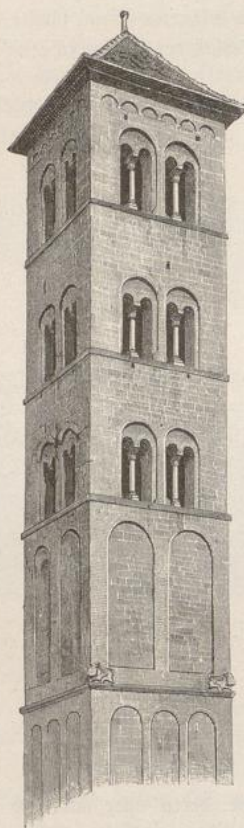


Fig. 79. Oberteil des Turmes der Peter-Paulskirche zu Hirsau.

Benediktinerabteien, die sich in nichts von den bischöflichen Kathedralen unterschieden, seit dem achten Jahrhundert die zweistöckige Anlage zur Regel geworden, der man gern durch Steigerung der Turmzahl bis auf sechs eine lebendig bewegte Silhouette gab, so kennen die Clugnienser dagegen ausnahmslos nur den Chor im Osten; im Westen ihrer Kirchen erhebt sich eine zweistöckige Fassade. Das siegreiche Vordringen der Kongregation ist es unverkennbar, welches die doppelstöckige Anlage allgemein außer Mode bringt. Und ebenso die Krypta. Denn die Clugnienser zuerst lassen ganz allgemein die bis dahin kaum in einer größeren Anlage fehlende Grufkirche fort. Charakteristisch für ihre Bauten ist ferner die Einführung einer westlichen Vorhalle, die gelegentlich (Clugny, Bèze in Frankreich; Peter-Paulskirche zu Hirsau, Paulinzelle und davon abgeleitet Bürgelin in Deutschland) zu einer ganzen Vorkirche auswächst. Über der Vorhalle liegt regelmäßig eine gegen das Innere sich öffnende tiefe Empore, auf der ein Altar des hl. Michael steht, dem seit frühmittelalterlicher Zeit die Türme gern geweiht waren. Nicht daß diese Anlage einer Westvorhalle mit Empore darüber etwas neues wäre; wir fanden sie schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts in Norvege, und selbst in Aachen sehen wir sie bis zu einem gewissen Grade vorgebildet; aber sie wird jetzt ein den Kirchen der Kongregation allgemein eignender Bauteil. Endlich ist die Säulenbasilika die wenigstens in den deutschen Kirchen der Kongregation begünstigte Form, und zwar gelegentlich in der Eigenart, daß rechtwinklige Umrahmungen die einzelnen Arkaden begleiten. Für die Ausbildung der Gewölbe thut also die Kongregation nichts.

— Alles in allem bieten die Kirchen dieser Gruppe also wohl eine bauliche Sonderart, aber sie halten sich mit dieser innerhalb der herkömmlichen Ideenwelt, ohne die Entwicklung weiter zu führen, wie dies später die Erben der Clugnienser, die Cisterzienser, so folgenswer thun.

Von der hier entwickelten Regel macht gleich eine zweite Kirche der Genossenschaft in Schwaben, St. Vitus zu Ellwangen, eine Ausnahme. Bei ihr scheinen die baulichen Anregungen direkt aus Burgund gekommen zu sein; daher statt der



Säulen= hier eine Pfeilerbasilika mit Haupt- und Nebenschiffen, also das Ganze wohl von Anfang an auf Wölbung berechnet, die älteste Kirche der Art in Schwaben (vergl. den Grundriß Fig. 75 S. 84). Das Innere ungemein streng, ohne Kämpfergesimse an den Pfeilern und horizontale Gliederungen irgend welcher Art, ohne



Fig. 80. St. Vitus in Ellwangen.

alle Profilierung der Bogenleibungen in Fenstern und Arkaden. Nur die kleinen Rundbogenfenster, welche den Dachraum vom Hauptschiff aus beleuchten (oder waren dies von Anfang an nur Blendfenster?) sind leicht profiliert. Eigenartig ist die Konstruktion der Gewölbe, welche noch nicht klar im Sinne der Kreuzgewölbe aus einzelnen Kappen gebildet sind, sondern mehr dem Prinzip der Kuppelwölbung sich nähernde Form haben; eigenartig auch der Rundbogenfries des Äußeren mit seinen zwei Reihen ineinandergeschobener Bogen, nach Analogien, die ebenfalls im



Burgundischen zu suchen sind (vergl. Fig. 81). Etwas abweichend von der Tradition ist endlich auch die hier ganz offen vor die Kirche gelegte dreischiffige Vorhalle, deren Form der Grundriß erkennen läßt. Die Bauzeit der Kirche fällt in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — Nur zweimal noch tritt der Gewölbebau sonst während des zwölften Jahrhunderts in diesen Gegenden auf, in der St. Michaelskirche zu Altenstadt und der Schloßkirche zu Pforzheim, beide schon durch das Auftreten des Spitzbogens in die Übergangszeit hineingehend.

Eine besondere Gruppe bilden die Bauten Regensburgs. Schon das vierte Jahrhundert hatte hier christliche Kirchen gesehen, offenbar Werke jenes monumen-

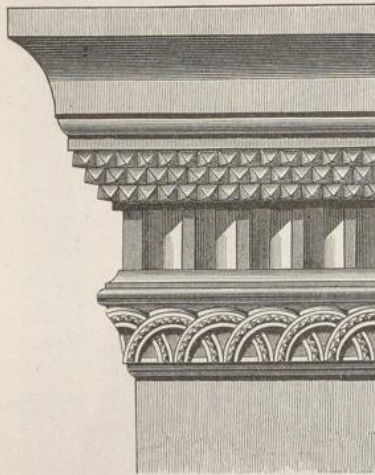


Fig. 81.

Gefims am Äußeren von St. Vitus zu Ellwangen.

talten Charakters, der den Römerbauten überhaupt eigen; aber nichts mehr ist von ihnen erhalten. Aus dem siebenten Jahrhundert kommt dann im Gegensatz hierzu die Kunde von hölzernen Kirchenbauten, welche die ersten in diesen verwilderten Gegenden wiederkehrenden christlichen Sendboten Rübbert und Emmeran errichten. Bald darauf wird die Stadt als herzogliche Residenz und Metropole des weit ausgedehnten Bistums ein wichtiger politischer Punkt. Nächst Köln sind denn auch hier die meisten Bauten romanischer Zeit erhalten. Aber nichts von diesen Werken geht zurück über das elfte Jahrhundert, so alttümlich auch manches erscheint. Dagegen bieten gerade die ältesten erhaltenen Werke charakteristische Eigenarten, die vielleicht auf die Nachwirkung irgend eines damals noch erhaltenen Römerrestes schließen lassen, da sich gleiches sonst nicht in der romanischen Kunst findet. — Am Kreuzgang des Domes steht ein kleiner rechteckiger Bau (13,2:6,9 Meter) die Stephanskapelle, irrthümlich der alte Dom genannt; seine Seiten sind gegliedert durch hohe halbrunde Nischen, welche schmale Pilaster mit fein profilierten Kämpfern und Vasen voneinander scheiden; im Osten eine größere Altarnische, im Westen eine unterwölbte Empore. Einfache Kreuzgewölbe decken den Hauptraum. Auffallend gerade für die ältere Zeit ist die Feinheit der Profilierung und die Schlantheit der Verhältnisse (die Nischen sind viermal so hoch als breit). — Eine verwandte Nischenarchitektur (bei gedrückteren Verhältnissen) und ähnlich elegante Profilbildung findet sich dann noch einmal in Regensburg, am nördlichen Eingangsthor der Kirche St. Emmeran, einem Werke, das durch eine Inschrift, welche Abt Reginward (reg. 1049—1064) als Erbauer nennt, fest datiert ist und damit den Rückschuß auf die Erbauungszeit von St. Stephan gestattet und drittens in der westlichen Krypta derselben Kirche.

Vorgeschrittenerer Zeit bereits gehört die Kirche des Schottenklosters St. Jakob in ihren Hauptteilen an. Die ersten aus Irland nach Deutschland gekommenen Glaubens-



boten fanden Nachfolger aus ihren Stammesgenossen noch durch eine Reihe von Jahrhunderten. Sie sammeln sich in bestimmten, vornehmlich im Westen und Süden verbreiteten Klöstern, die sich im dreizehnten Jahrhundert, als ein päpstliches Edikt die Einreihung aller Klöster in bestimmte Verbände anordnete, zur Kongregation der „Schottenmönche“ zusammenschließen. Denn für solche, nicht für Freie galten die Einwanderer im Lande. Als Mutterabtei der Genossenschaft wurde St. Jacob angesehen. — Es war im Jahre 1067, als drei nord-irische Mönche auf der Wanderschaft gen Rom nach Regensburg gelangten und hier erst eine Zeitlang verweilten, dann dauernden Wohnsitz nahmen; die Bürgerschaft erbaute den gern gesehenen Männern ein Klösterchen, dem beim Anwachsen des Konventes schon gegen Ende des Jahrhunderts ein größerer, 1111 geweihter Kirchenbau folgte, und diesem wieder zwischen 1152—84 ein neuer, der im dreizehnten Jahrhundert abermals mannigfache Änderungen erlitt. Es ist eine der in Bayern üblichen Anlagen ohne Kreuzschiff mit drei Apsiden, zwei Türmen über den östlichsten Seitenschiffsjochen — insoweit völlig ähnlich dem Grundriß von Altenstadt; aber darüber hinaus tritt hier (bezeichnend für die Regensburger Architektur im allgemeinen) noch ein westliches Querhaus und zwar mit Empore in der ganzen Breite der drei Schiffe auf. Tief streckt sich der Chor ins Schiff hinein; drei unter sich mit Brüstungen verbundene Pfeiler tragen ihm zur Seite die Mittelschiffsarkaden, vier Säulenpaare dieselben im eigentlichen Langhause. Zu den selten schlanken Verhältnissen gesellt sich ein reiches phantastisches Ornament; Tiergestalten schon als Gieblätter der Bän, ganz wunderbarlich barock gebildete Kapitelle, endlich allerlei Wand-, Blatt- und Schuppenwerk; das Ganze, bezeichnend für alle Regensburger Architektur, in grober Ausführung. Dies befremdlich wilde Tierwesen aber erreicht seinen Höhepunkt in dem eigentümlichsten Stück bayerischer Dekoration überhaupt, dem Nordportal der Kirche. Schon der Grundgedanke, nicht nur die Mauervertiefung, sondern ein breites Stück der umgebenden Wand mit zum Portalbau zu ziehen, findet seinesgleichen selten in Deutschland. Alles in allem ein wunderliches, kein schönes Werk; gleich eigenartig in seinem Reichtum der Glieder, der üppigen Ornamentierung mit einzelnen unverkennbar reizvollen Motiven einerseits wie andererseits in der Roheit, mit der über die architektonischen Grundformen wegesehen wird, der wilden Lust an barock-ikonischem Schmuck, der auch auf Stellen ausgeschüttet wird, wo ihm jede tektonische Berechtigung fehlt, der phantastischen Mischung von Ornamentalem und Figürlichem, kurz dem ganzen tollen Spiel der Einbildungskraft.

Heffen und Franken bewegen sich in romanischer Zeit im wesentlichen in denselben Formen wie die angrenzenden Provinzen. Früh schon faßt die Gesittung in einzelnen Teilen des Landes Fuß, denn Fulda, die Stiftung des hl. Bonifacius, wirkt befruchtend auf seine Umgebung. Von der Bauschule, welche hier im neunten Jahrhundert erblühte, ist schon im vorigen Kapitel die Rede gewesen. Ebenso haben wir im Frankenlande bereits aus karolingischer Zeit die Bauten von Michelstadt und Seligenstadt hervorzuheben gehabt. Als dann der Periode der Normannen- und Hunneneinfälle geordnetere Zustände folgten, wurde die Bischofsstadt Würzburg der Zentralpunkt eines Bau-



betriebeß, der in Leidenschaftlichkeit seinesgleichen sucht. Mit Bischof Heinrich (696—1018) beginnt hier jene Reihe von Kirchenfürsten, die im Gründen von neuen Kirchen, im Einreißen und Wiederaufbauen älterer miteinander wetteifern. Ähnliches vollzieht sich in Eichstädt, wo der in Würzburg erzogene Bischof Heribert (1021—42) den Reigen der baubegeisterten Prälaten beginnt; sein zweiter Nachfolger Gundehar II. (1057—75) soll nicht weniger als 126 neu errichtete oder umgebaute Kirchen geweiht haben. Gar wenige Reste aber sind von all den damaligen Unternehmungen erhalten; nichts was irgend hervorragende Bedeutung in der allgemeinen Entwicklung beanspruchte.

Später als in den anderen Teilen dieses Gebietes erwacht bauliches Leben in der erst von Heinrich II. gegründeten Diözese Bamberg. Denn noch bis tief in das elfte Jahrhundert hinein bedeckt Urwald weite Strecken derselben und allmählig nur absorbieren germanische Ansiedler die ursprünglich slawische Bevölkerung. Dies erklärt es, daß dieser Distrikt arm ist an hervorragenden Werken der streng romanischen Zeit: das Vorhandene ist äußerst streng in den Formen; reicher decorierte Werke finden sich in dieser Periode überhaupt nicht. Die Abhängigkeit vom übrigen Deutschland macht es zugleich begreiflich, daß provinzielle Eigenarten hier nicht hervortreten.

Vom benachbarten Schwaben her findet die Säulenbasilika Eingang in Franken. So zu St. Jakob in Bamberg (gew. 1109), in edelsten Verhältnissen trotz der alttümlichen Vasen und Würfelskapitelle, in der Klosterkirche zu Heilsbrunn, den Kirchen Münchaurach bei Nürnberg und Oberzell bei Würzburg, alle drei aus dem zwölften Jahrhundert, und zwar letztere noch mit eckblattlosen Vasen, frühestens aus dem zweiten Viertel des Jahrhunderts; endlich zu Feuchtwangen, wo das Querschiff ebenfalls nach schwäbischen Analogien fehlt. Nur zweimal tritt dagegen in Hessen die Säulenbasilika auf: zunächst in der großartigen Benediktinerkirche St. Simon und Juda zu Hersfeld. Nach einem Brande von 1037 begonnen, wurde die Krypta schon vier Jahre später geweiht. Bald darauf entstanden Chor- und Querschiff, aber erst bis 1144 das Langhaus, wenn schon offenbar nach dem alten Plane. Der Bauleiter der in Formen und Maßen sehr verwandten Klosterkirche zu Limburg, Abt Poppo von Stablo, ist höchst wahrscheinlich auch für das Hersfelder Werk von Einfluß gewesen; wenigstens stand er damals auch an der Spitze dieses Klosters, das neben dem Säulensbau auch in der zwischen beiden Westtürmen angebrachten tonnenüberwölbten Vorhalle mit darüber liegender Empore gleich Limburg den charakteristischen Typus der Clugniäzener Bauweise trägt. Ausnahmsweise große Maße, welche die von Limburg noch übertreffen (r. 88 Meter Gesamtlänge, 29,5 Meter Langhausbreite und 28,9 Meter Chorlänge), bei großer Einfachheit im Aufbau sind die bezeichnenden Merkmale des im Jahre 1761 von den Franzosen zerstörten Baues. Noch herrscht hier der altchristliche Typus des Grundrisses. Die einzelnen Teile desselben sind noch nicht durch Rücksichten auf die Deckenbildung in bestimmte Verhältnisse zueinander gebracht. Ungewöhnlich ist die Tiefe des Chores und die Ausdehnung des Kreuzarmes (r. 55 Meter zu 12,5 Meter), der zugleich schmaler ist als das Mittelschiff. — Offenbar unter dem Einfluß dieses mächtigen Nachbars entstand die zweite Säulenbasilika Hessens, die 1190 errichtete Nonnenkirche zu Philippsthal; auch hier ein ungewöhnlich langgestreckter Chor und, wie es scheint, zwei Westtürme, wenigstens der ursprünglichen Absicht nach.



Beispiele des Wechsels von Pfeilern und Säulen bieten die Kirchen St. Burkard zu Würzburg mit kurzen Säulen, plumpen Kapitellen und zwei Türmen neben der Bierung vom Jahre 1042, zu Neustadt am Main, zu Herrenbreitungen bei Schmalkalden (1112) und endlich die beiden verstümmelten Kirchen zu Wilhelmshausen und Spieskappel, letztere in reicheren Formen, aber schon aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Den sonst nur in Sachsen heimischen Wechsel von zwei Säulen mit einem Pfeiler zeigt die Nonnenkirche zu Reichenbach. Ganz ungewöhnlichen Grundriß trägt die nur archäologisch interessante Marienkapelle auf der Bergeshöhe bei Würzburg: ein innen achteckiger, außen runder Kuppelraum, dessen Seiten durch tiefe Rundnischen erweitert sind. Unwillkürlich gemahnt diese Bildung an antike Anlagen in der Art der *Minerva medica*. Einzelne Forscher haben deshalb das Alter des schwerfälligen, aus grobem Bruchsteinmauerwerk hergestellten

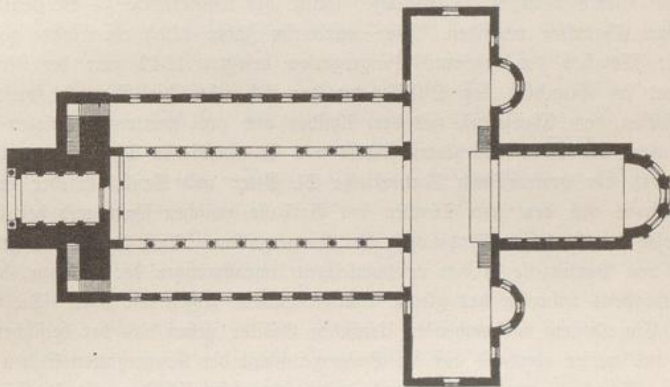


Fig. 82. St. Simon und Juda zu Hersfeld.

Baues weit in die Jahrhunderte hinaufreichen zu sollen geglaubt. Wohl mit Unrecht; er gehört vermutlich der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts an.

Die übrigen hervorragenden Kirchen dieser Gegend sind Pfeilerbasiliken, und zwar bis zum Schluß der Periode ungewölbt; im alten Dom zu Bamberg (1081—1111), dessen Anordnung noch in dem späteren Umbau des Übergangsstils erhalten sein dürfte, hatten diese Pfeiler nach Analogie thüringischer Bauten kantonierte Ecksäulchen; ähnliches findet sich auch in der Kirche zu Buzbach. Die beiden anderen fränkischen Kathedralkirchen hat die Barockzeit inkrustiert, gründlicher St. Maria und Willibald zu Eichstätt, mit größerer Konservierung des Alten St. Julian zu Würzburg. Dessen zweitürmige schmucklose Westfassade, für ein schmaleres Langhaus bestimmt als das heutige, stammt sogar noch von dem 1042 begonnenen Bau des Erzbischofs Bruno, des dritten in der Reihe jener Baufanatiker. Schon nach einem Jahrhundert war dies Werk infolge der unruhigen Zeiten so verfallen, daß Erzbischof Embricho (1127—46) eine Wiederherstellung vornehmen mußte, die sich zu einem vollständigen Neubau des Kirchenraumes gestaltete, der erst 1189 geweiht wurde. Gyzelin, ein Laie, auch sonst



durch den Bau einer Brücke und einer Kapelle in der Stadt bekannt, war der Architekt dieses, in den Mäßen mit den großen rheinischen Kathedralen wetteifernden Werkes. Trotz seiner späten Erbauungszeit war es ursprünglich flach gedeckt und besaß noch einfache Details. Der Grundriß mit dem weit ausladenden Kreuzschiff und dem lang hinausgerückten Chor, bildet ein Seitenstück zur Anlage von Hersfeld. Ist aber dieser Archaismus in der Planbildung zu Hersfeld aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts noch verständlich, so wird er hier, ein volles Jahrhundert später, bereits eine auffallende Erscheinung — ein Zeugnis von der konservativen Baugesinnung dieser Gegenden. Die Vermutung läge deshalb nahe, daß die Fundamente dieser Anlage noch von dem älteren Bau herrühren könnten, wenn nicht die erhaltene Westfront desselben auf eine kleinere Anlage als die heutige wiese. Übrigens nähern sich die Verhältnisse hier doch schon etwas mehr der Quadratur als zu Hersfeld.

Von Hirsau kommen die Einflüsse, welche der Klosterkirche zu Breitenau ihren besonderen Charakter verleihen. Hier wurde im Jahre 1113 ein Kloster gegründet und mit Mönchen der Hirsauer Kongregation besetzt. 1142 war der Kirchenbau vollendet, im Grundriß der Ostteile mit den sich über die Vierung fortsetzenden Nebenschiffen, dem Chorschuß aus drei Apsiden und zwei weiteren Apsidiolen in den Kreuzarmen, der 1119 vollendeten Kirche von Paulinzelle in Thüringen noch näher stehend als der gemeinsamen Mutterkirche St. Peter und Paul. Wieder entspricht die Westfront mit den zwei Türmen der Vorhalle zwischen ihnen und der Empore über dieser den baulichen Traditionen der Kongregation. Auch das Detail zeigt den Einfluß von Paulinzelle in den rechtwinkligen Umrahungen der Arkaden, die auch hier, wenigstens teilweise, das gleiche Würfelornament zeigen wie dort. Die vielfach an den Einzelheiten vorkommenden ikonischen Gebilde gehen aus der heftigen Sitte heraus und weisen ebenfalls auf die Baugemeinschaft der Kongregationskirchen untereinander. Schon im zweiten Stockwerke wurde wahrscheinlich der ursprüngliche Plan der Türme geändert, in spätgotischer Zeit dann der Kirchenraum eingewölbt (1568), aber schon 1579 das Gotteshaus zu einem Fruchtspeicher profaniert. Am Äußeren tritt der Rundbogenfries nur am Chor und den Giebelstirnseiten auf. Das Langhaus zeigt teilweise bis zum Dachgesims gehende Wandsäulchen. — Den wirkungsvollen Aufbau der Westfront, mit einer Vorhalle, die sich in zwei von einem Blendbogen umschlossenen Arkaden zwischen den Türmen öffnet und der inneren Empore darüber besaß in Franken ferner die 1159 geweihte, ursprünglich flach gedeckte Prämonstratenser Kirche zu Albstadt, die zweitälteste des Ordens in Deutschland (gegründet 1124). Bemerkenswert sind hier die reichgegliederten Arkadenpfeiler, welche übrigens in der nördlichen Seite mit runden Stützen wechseln. Sehr ähnliche Bildung der Westfront zeigen endlich die alten Teile der Stiftskirche zu Weßlar.

In den österreichischen Ländern ist zwar das Christentum schon in römischer Zeit heimisch und in einzelnen Gegenden, so in Kärnten, hielt es sich selbst bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts. Aber schließlich vernichteten die Stürme der Völkerwanderung auch hier alles antike Leben so gründlich, daß sich keine Spur



desselben hinübergerettet hat in die Zeit, da mit Karl dem Großen diese Gegenden in die Weltmonarchie der Karolinger eintreten. — Als achtzehnter Bischof der Diözese zieht im Jahre 1065 der Sachse Altmann in Passau ein; aber noch findet er die meisten Kirchen der Ostmark aus Holz gebaut, und während der ganzen streng romanischen Zeit bleibt die Zahl der Monumentalbauten hier gering. Wölbungen kommen nur selten und ganz spät vor, so mit am frühesten in der sehr einfachen Prämonstratenserkirche zu Griffenthal (1251—1271), die trotz der späten Bauzeit noch ganz romanisch ist. Zumeist schließen sich die Kirchen dem süddeutschen Typus mit dem querschifflosen Langhaus und den drei Apsiden im Osten an. Den ersten Rang unter ihnen nehmen eine Anzahl von Klosterbauten ein, die zum Teil später in Episkopalkirchen verwandelt wurden. Mönche, welche vom Auslande berufen wurden, haben sie errichtet.

Trotz der mannigfachen politischen und kommerziellen Beziehungen, welche das Land mit Italien in Verbindung bringen, und trotz der hohen Entwicklungsstufe der dortigen Architektur, sind Einflüsse von jenseits der Alpen nur spärlich vorhanden; am ehesten in Tirol. Nur einer italienischen Eigenart begegnet man weit und breit bis hinein ins Salzburgerische: den reich gegliederten und skulptierten Portalen mit dem Wechsel von roten und weißen Marmorschichten und dem Löwen als Träger der vordersten Säule. Da sich derartige Bildungen auch an sonst ganz einfachen und in anderem Material errichteten Bauten finden, so liegt es nahe, auf Bezüge von fertigen Versatzstücken aus bestimmten südalpinen Steinbrüchen zu schließen.

Die ältesten erhaltenen Spuren größerer Bauhätigkeit finden sich zu Salzburg und zwar in dem Nonnenkloster auf dem Nunberge, das im Beginn des elften Jahrhunderts neu auf der heutigen Stelle errichtet wurde. Neben unwichtigeren Resten ist hier der Kreuzgang aus jener Zeit erhalten, von besonderem Interesse als das älteste auf uns gekommene Beispiel derartiger Anlage in Deutschland: Gratige Kreuzgewölbe ohne Gurte auf kurzen unverjüngten Halbsäulen mit einfachen Würfelkapitellen, und Basen, die aus ähnlichen umgestürzten Kapitellen bestehen; statt der voll geöffneten Arkaden der späteren Zeit hier nur große Fenster, deren Bogen von Wandsäulen ähnlicher Form wie die großen getragen werden. Das Ganze schwerfällig, wenig gegliedert, primitiv, ein Dokument der ersten Entwicklungsstadien der Baukunst. — In der Kirche selbst zeigt nur der westliche Teil noch romanische Reste.

In künstlerischem Gegensatz hierzu stehen in derselben Stadt zwei dekorative Werke der lombardischen Richtung aus schon fortgeschrittener Zeit: das Westportal der Peterskirche (1130), und, reicher noch als dieses, das Südthor der Franziskaner- (ursprünglich Pfarr-) Kirche. Ferner im Lande die Portale der achteckigen Gnadenkapelle zu Alttötting, von St. Zeno bei Reichenhall, der Kirche zu Innichen bei Toblach in Tirol, letztere auch sonst ein hervorragender Bau. Wichtiger aber als diese sich nur auf einzelne Bauteile erstreckende Beeinflussung ist die von Sachsen und von Hirsau her geübte, welche vielfach die Entwicklung in diesen Gegenden bestimmt. —

Mit seinem Kapitel und dem Kaiser zerfallen, hatte Erzbischof Konrad I. (1106—1147) von Salzburg eine Zeitlang in Sachsen im Exil gelebt. Von dort her führte er nach der Rückkehr in seine Diözese Augustiner Chorherren ein, welche die Baugewohnheiten ihrer Heimat mit sich brachten. Zunächst nach Salzburg selbst, wo 1127—1131 die heute barock inkrustierte Kirche St. Peter mit ihrem sächsischen



Stützenwechsel von zwei Säulen und einem Pfeiler entstand. 1142—1195 folgte der Bau der Klosterkirche von Seccau: im wesentlichen der süddeutsche Grundriß mit den drei Apsiden im Osten und ohne vortretendes Querschiff. Die Beziehungen zu Sachsen, in besonderem zu Hamersleben\*), beweisen hier über die Stützenstellung (2 Säulen, 1 Pfeiler) hinaus, die rechtwinklige Umrahmung der Arkaden, an denen sogar dasselbe Würfelornament vorkommt, wie an den Vorbildern. Auch die Form

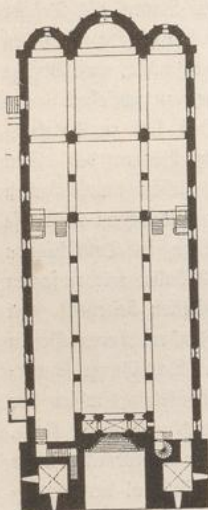
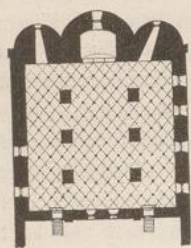


Fig. 83. Dom von Gurk.

der Kapitele von Hamersleben mit den zwei, von einem großen zusammengefaßten Halbkreisbögen an jeder Seite tritt in Seccau auf, und gleichfalls dieselbe Profilierung des Gebälkstüches über den Kapitellen. Ebenso ist die Westfront mit den zwei Türmen, der unteren Vorhalle und der Empore im Innern darüber offenbar den (heut untergegangenen) Hamerslebener Westteilen nachgebildet. — Die Fassade von Seccau wurde tonangebend für die größeren österreichischen Anlagen ostwärts bis hinein nach Böhmen und Ungarn, südlich bis nach Tirol, wo die erst im dreizehnten Jahrhundert errichtete oben erwähnte Kirche von Innichen, die schon einzelne Übergangsformen zeigt, noch dieselbe Behandlung aufweist.

Reifere Durchbildung, wennschon immer noch knappes Detail, bietet der etwa von 1170—1218 errichtete Dom von Gurk. Wieder das Querhaus im Grundriß nicht vorspringend und der Chorschuß aus drei Apsiden; und wieder die zweitürmige Westfront mit Vorhalle und Empore. Statt des Wechsels von Pfeiler und Säulen zu Seccau hier aber nur Pfeiler; statt der Würfelkapitelle dort, hier Knäuse mit Blattwerk; statt der älteren steilen Basen dort, hier breiter ausfließende, statt der strengen Eckrollen hier allerlei Phantasiebildung. Trotz des relativ reicheren Detail aber ist der Bau noch ernst und einfach, am Äußeren nur die Chorbildung lebhafter gegliedert. Von hohem dekorativen Reiz ist an ihm allein das Portal im Innern der Vorhalle mit seinen zweimal sieben schlanken, polierten Säulen und dem reichen Ornament an allen Wandungen; ein Werk so schmuckvoll und elegant, daß es selbst in den portalreichen österreichischen Ländern seinesgleichen sucht. Das zweite Prachtstück des

Doms ist die berühmte hundertfäulige Krypta: sechs massige Pfeiler teilen sie in drei Schiffe, die wieder durch 96 monolithische Säulchen in kleine kreuzgewölbte Joche verlegt sind. Zwei Paar gekuppelter Säulen trennen dann noch das Altarhaus vom Hauptraum, so die Hundertzahl vollmachend. Wenn hier über dem einfachen Würfel-

\*) Da es ausdrücklich überliefert ist, daß Konrad Augustiner Chorherren aus Sachsen einführt, wird man als Vorbild für die Seccauer Formgebung auch das sächsische Augustinerstift Hamersleben und nicht die gleiche Form bietende Hirsauer Filiale Paulinzelle anzunehmen haben.



kapitell wieder ein Gebälkstück in der Form der gestürzten attischen Basis folgt, so erinnert dies an Seccau, wohin ja auch die Westfront weist.

Die dritte hervorragende Kirche des Landes, die des Klosters St. Paul im Lavantthal, ist eine direkte Siedelung von Hirsau aus der Zeit der Regierung des Abtes Wilhelm. Der erst im dreizehnten Jahrhundert geweihte Bau ist nicht erheblich

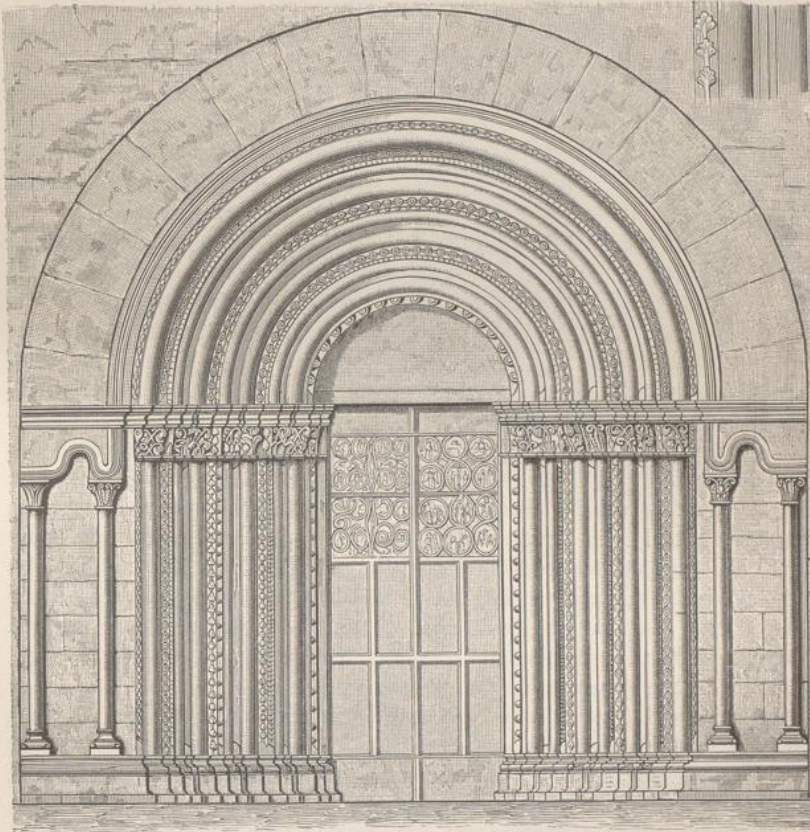


Fig. 84. Dom zu Gurk; Portal in der Vorhalle.

groß (r. 50 Meter Gesamtlänge bei 7,7 Meter Mittelschiffsbreite). Wieder die überall gleiche Westbildung, dazu aber im Langhaus rechtwinklige Pfeiler mit Halbsäulenvorlagen in der Richtung der Arkaden, und ausnahmsweise hier die volle Entwicklung des Kreuzschiffes. Doch machen sich deutlich zwei verschiedene Bauzeiten geltend, die nach dem ersten Joche des Langhauses aneinander stoßen. Zeigt schon das Ornament dieser Gegenden im allgemeinen die Neigung zu provinzieller Umbildung, so ist bei dieser Kirche die lokale Eigenart bei einzelnen Stücken besonders auffallend. Wunderlich



altertümliche Formen von Säulen finden sich an den Schallöffnungen des einen Turmes, absonderliches Blattwerk an Kapitellen des Triumphbogens und ebenso eigenartig ist das reiche Gesims der Apfis mit Rundbogenfries auf zum Teil ikonischen Konsolen, Zickzack- und Würfelornament so wie einem abschließenden Geison, dessen Ornament unverkennbare Anklänge an das antike Anthemienband zeigt.

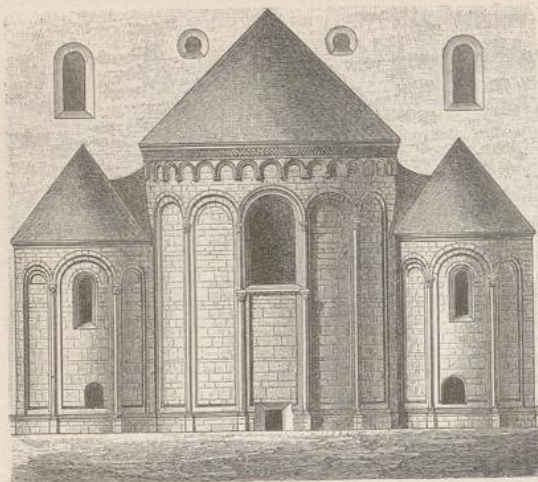


Fig. 85. Chorseite des Domes zu Gurtz.

Gegenüber der im großen ganzen übereinstimmenden Entwicklung der deutsch-österreichischen Länder nimmt die Architektur Böhmens eine etwas gesonderte Stellung ein. Die geographische Lage des Landes, die Rassenmischung seiner Bevölkerung und die daraus hervorgehende politische Sonderstellung innerhalb des Reichsverbands machen sich auch in der Architektur geltend. Nicht

daß hier eine originelle Förderung der allgemeinen Entwicklung zu verzeichnen wäre: Böhmen bleibt in dieser Periode, wie in seiner Kultur überhaupt so in seiner Baukunst, abhängig von den deutschen Nachbarländern; aber alles hier in romanischer Zeit Geleistete steht zurück an Reife der Entwicklung in Grundriß und Aufbau, an Feinheit und Reichtum der Details hinter den Werken der westlichen Gegenden. Trotz aller Anklänge an dortige Schultraditionen behalten die hier meist kleinen Bauten zugleich oft etwas Fremdartiges, Barbarisches.

Im Jahre 845 sollen vierzehn vornehme Böhmen nach Regensburg gekommen sein, um vom dortigen Bischof Erkenfried die Taufe zu empfangen. Dies Ereignis bezeichnet wohl nicht gerade die erste Regung des Christentums in Böhmen überhaupt, aber doch den Augenblick, in dem es beginnt, im Lande allgemeiner Wurzel zu fassen. Von nun an gehört das Gebiet durch mehr als hundert Jahre zur Diözese Regensburg, bis 973 Prag zum selbständigen Bischofsitz unter dem Mainzer Metropolitenerhoben wird. Hier in der Landeshauptstadt und deren Umgebung entfaltet sich denn auch zuerst monumentales Bauleben; hier sind die ältesten Steinkirchen erhalten, aus einer Zeit, in der im übrigen Lande noch weit und breit der Holzbau herrscht. — Der älteste heut datierbare Steinbau ist die zwischen 1070—80 von König Bratislav II. errichtete Peter-Paulskirche auf dem Vyšehrad (Hochburg) bei Prag; trotz der hohen Bedeutung, die das Gotteshaus in seiner Zeit genoß, ein Werk von kleinen Abmessungen (31,4 Meter Gesamtlänge), einfach bis zur Roheit; in seinen schweren viereckigen Pfeilern und plumpen Mauermassen Zeugnis von der technischen Unbeholfen-



heit der Zeit gebend. Das Fehlen des Querhauses hier wie in vielen andern böhmischen Bauten ist im Hinblick auf die süddeutschen Gewohnheiten fast natürlich.

Lebhafter entwickelt sich baukünstlerisches Schaffen erst unter der Regierung Vladislav II. (1140—73), jenes Fürsten, dem Kaiser Friedrich I. als Lohn für geleistete und als Anregung für wichtigere, versprochene Dienste 1158 auf dem Reichstag zu Regensburg den goldenen Königsreif auf das Haupt legte. Groß ist seine Bautätigkeit auf kirchlichem Gebiete; eine stattliche Anzahl von Klöstern gründet er neu, andere stellt er her und bereichert sie. Durch seine Bauten erst wird der Steinbau recht heimisch in Böhmen, dessen Monumental-Architektur bis dahin auf gar tiefer Stufe gestanden. Und auch die Werke aus den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung sind noch primitiv genug; erst der intimere Kontakt mit Deutschland und Italien, wohin Vladislav mit 10 000 Kriegern den Kaiser auf dem Zuge gegen Mailand begleitete, fördert allmählig reifere Entwicklung.

Ein charakteristisches Werk aus jener älteren Periode ist die Kirche St. Georg auf dem Grabschín (nach 1142), wieder eine kreuzschifflose Anlage mit plumpen Pfeilern und Säulen\*, Emporen über den Seitenschiffen und Krypta; letztere im Gegensatz zu den Stützen des Schiffes mit auffällig schlanken Säulen. — In der Form noch St. Georg nahe verwandt ist die erst aus der Zeit 1180—90 stammende Prämonstratenser-Kirche zu Mühlhausen bei Tabor, eine Säulenbasilika mit Querschiff, welches nicht über die Seitenschiffsmauern vorspringt. — Auffällige Übereinstimmung in den Maßen weist auch die Stiftskirche zu Tepl, beg. 1193, in Schulverbindungen mit Mühlhausen. Ihren Vorgängern gegenüber aber läßt letztere Kirche unverkennbar technische und künstlerische Fortschritte erkennen, namentlich in der reifen Durchbildung der Chor-teile mit Querschiff und drei Apsiden. Diese reichere Grundrißbildung tritt jedoch nicht hier erst, sondern schon in der 1154 begonnenen Cisterzienser-Kirche zu Plass am frühesten in Böhmen auf.

Alle diese Erstlingswerke zeigen eine Zusammengehörigkeit, die auf die frühzeitige Bildung fester Schultradition deutet. Denn den mehr negativen Eigenschaften: Beschränkung in den Maßen, gedrungene Verhältnisse, höchste Einfachheit in den Details, stehen doch auch positive Züge gegenüber, wie das Vorkommen einer eigenartig barbarischen Kapitellbildung zu Mühlhausen und in St. Georg, die gerade gegenüber der sonstigen Einfachheit auffallende Vorliebe für zweitürmige Fassaden und die Anwendung plumper Arkadenträger selbst da, wo der Architekt, wie in St. Georg, beweist, daß er auch schlankere Säulen bilden kann, endlich das Fehlen des Querschiffs, vornehmlich bei Pfarrkirchen. — Im Bezug auf die Stützen herrscht kein festes Gesetz: Pfeiler-Säulenbauten (St. Nikolaus zu Eger und Mariä Himmelfahrt in Tismitz), Pfeiler- und Säulenanlagen kommen vor. Das Äußere ist zumeist dürftig; durch lange Zeit kennt man selbst den Rundbogenfries nicht. Die Kirchen bleiben durchschnittlich klein, hier und da zweischiffig, häufig nur ein-



Fig. 86. Säulenkapitell in St. Georg auf dem Grabschín.

\*) Infolge späterer Umbauten ist nicht mehr erkennbar, ob es sich hier um einen rhythmischen Wechsel von Pfeiler und Säule oder um einen nur zufälligen handelt. Letzteres ist das wahrscheinlichere.



schiffig. 1175 etwa entsteht der erste Kirchenbau Böhmens, der sich an Mäßen mit den größeren deutschen Stiftern vergleichen kann, die Benediktinerkirche zu Kladrau, ein Werk auch dadurch interessant, daß es uns in einer Restauration des achtzehnten Jahrhunderts erhalten ist, in der die leitenden Architekten Kilian Dingenhofer und Santini sich nach besten Kräften den romanischen Stil anzueignen suchten. Ein Pfeilerbau, dessen drei Schiffe sich jenseits des Kreuzarmes noch um mehr als die Hälfte des Langhauses fortsetzen, um dann heut in einem erst aus dem achtzehnten Jahrhundert herrührenden Dreieckenschluß zu enden. Auch den Bauten dieser vorgeschrittenen Zeit eignen noch auffällig primitive Formen: das vegetabile Ornament fehlt fast ganz; nur geometrische Muster kommen hier und da vor; einfacher Art bleibt das allgemein herrschende Würfelkapitell; unegliedert sind zumeist Pfeilerportale und Fensterwandungen; die Wölbung tritt nur in Altarhaus und Apfiss oder in der Krypta auf.

Sicher nicht lokaler Tradition, sondern vielmehr Einflüssen aus dem Salzburgischen ist es daher zuzuschreiben, wenn die sonst unbedeutende einschiffige Wenzelskirche zu Hrusitz in der Nähe von Prag ein vierfach abgetrepptes Portal mit Ornament- und Figurenschmuck aufweist; ein Reichtum, der doppelt befremdlich wird bei dem schwer zu bearbeitenden Material, einem grobkörnigen Granit. Und noch üppiger als dies Werk, das freilich arg beschädigte Portal der kleinen Prokopkirche zu Zabor (um 1160—70). Auch sonst finden sich unter den zahlreichen einschiffigen Kirchen des Landes relativ beachtenswerte Werke, wie St. Jacob bei Rutenberg mit eigenartig dekorierter Säule, die neben einer einfacheren als Trägerin der Westempore dient, und lebhafter Gliederung des Äußeren durch Rundbogenblenden mit Eisen. An der Südseite des Schiffes stehen diese in zwei Reihen übereinander, wobei die oberen Bogenfelder rundgearbeitete lebensgroße Statuen enthalten. — Im Norden zeigen eine Anzahl ebenfalls einschiffiger Kirchen in der lebendigen Profilierung des Innern und der reichen Gliederung des Äußern mit Rundbogenfriesen und

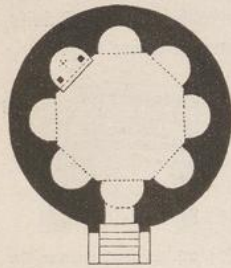


Fig. 87.

Kirchhofskapelle zu Brevnoc.

Eisen unverkennbar sächsishe Einflüsse; so namentlich die Kirchen zu Potworow, Rudig und Podwineh, die zu den reichsten Bauten des Landes in dieser Zeit gehören. Denn das, was die Hohenstaufen auf ihren Familiengütern zu Eger erbaut, namentlich die prachtvolle Schloßkapelle auf der dortigen Burg, kann nicht als spezifisch für Böhmen charakteristisch gelten, ist vielmehr nur ein Reiz fränkischer Kunstblüte.

Die in Böhmen wie in der ganzen österreichischen Ländergruppe häufiger als im übrigen Deutschland auftretenden Rundbauten sind zumeist ganz besonders einfache Werke; oft ohne jede Kunstform mit rundem oder ovalem Mittelraum, an den sich rechtwinkelige, oder wieder aus der Kreislinie gebildete Vorlagen legen. Allein die heute als Gartenhaus dienende Grabkapelle beim Kloster Brevnoc zeigt etwas reichere Anlage durch die Einführung von acht halbrunden Nischen in die Stärke der runden Umfassungsmauern, und zwar in zwei gewölbten Geschossen übereinander. Es ist dies also jene



Grundrißbildung, die dem römischen Altertum zwar geläufig ist, im Mittelalter aber so selten vorkommt, daß Deutschland nur noch ein Beispiel dafür besitzt: die Marienkapelle auf dem Marienberge bei Würzburg; eine zweite derartige Anlage, das Zehneck von St. Gereon in Köln, stammt gerade in seiner charakteristischen Grundform noch aus der Römerzeit.

Später als die meisten anderen Gebiete tritt das nordöstliche Tiefland in die allgemeine Entwicklung ein. Auf die Eroberung Brennabors im Jahre 928, diesen ersten Vorstoß des Germanentums unter Heinrich I., war der Slawenaufstand von 983 gefolgt und durch Jahrhunderte noch wogte der Kampf mit wechselnden Schicksalen, bis Heinrich der Löwe die Regungen des Heidentums endgültig in furchtbarem Blutbad erstickte. Mit der 1142 erfolgten Konstituierung einer selbständigen Nordmark unter Albrecht dem Bären aber gewinnen die Germanisierungsbestrebungen im ganzen Nordosten doch schon einen festen Kern. In der Mark Brandenburg finden wir denn auch die ältesten und die künstlerisch bedeutendsten Bauwerke des weiten Gebietes. Bis in das zwölfte Jahrhundert hinein ist rechts von der Elbe überhaupt kein monumentaler Bau aufgeführt worden. Erst aus dem Jahre 1114 haben wir hier Kunde von einem steinernen Gotteshaus, und zwar auch noch in der Nähe des Stromes: es ist die Kirche des Klosters Leitzkau, einige Stunden von Magdeburg, ein Werk offenbar einfachster Form aus importiertem sächsischen Sandstein. Denn zu den nur langsam weichenden politischen Schwierigkeiten kam ein anderes Erschwerניс baulicher Entwicklung: das gebirgslose Land besitzt kein anderes natürliches Baumaterial als die allwärts auf dem alten Meeresboden verstreuten Blöcke schwedischen Granits, welche die Gletscherperiode hier einst abgelagert hatte. Ein ungefügiger Stoff, dem man nur mit Mühe einfachen Behau zu geben vermochte. Eine Entwicklung der Kunstformen über einfache Abschragungen oder ganz leichte Profilierungen hinaus ist in demselben deshalb hier überhaupt nicht versucht worden. — Massig in ihren gewaltigen Mauerstärken und den kleinen Fenstern, freudlos im Formenmangel, aber Werke von fast unerschütterlicher Festigkeit, ragen noch vielfach Reste jener ersten Periode der Entwicklung auf. Eins der altertümlichsten Beispiele darunter die Kirche St. Georg zu Arnburg, eine einschiffige Kreuzanlage mit flacher Balkendecke aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Doch das gemeinsame Bedürfnis schafft gemeinsame Abhilfe in der Herstellung künstlicher, aus Lehm gebrannter Steine. Der Ziegelbau war schon im Orient bekannt gewesen und Roms Architekten hatten ihn zu hoher künstlerischen Entwicklung geführt, die in altchristlicher Zeit zu Ravenna und in der Lombardei fortgesetzt wurde. Jetzt nimmt der deutsche Nordosten diese Tradition auf. Und zwar ist es ein weites Gebiet, welches hier Gemeinsamkeit des eigenartigen Materials und die dadurch bedingte Übereinstimmung der Formen zu einer Schule zusammenfaßt. Von der Nordspitze Jütlands reicht es südwärts über Schlesien hinaus bis an den Fuß der Karpathen; von der Elbe und jenseits derselben, in einzelnen Beispielen bis auf das linke Weserufer übergreifend, bis ostwärts an die letzten Grenzmarken des späteren Ordensgebietes: zumeist im Beginn der historischen Zeit slawisches Land, aber auch zum



Teil altdeutscher Boden, so Nordalbingien. Allerdings kommt zu allen Zeiten in vereinzelt Beispielen der sächsische Sandstein durch die Schifffahrt auf der Elbe in das Unterland. Der Dom zu Havelberg, die Klosterkirchen zu Hillersleben, Wolmirstedt, Leitzkau u. a. sind dafür Zeugnisse. In den Küstenländern der Nordsee findet man rheinischen Tuff, gleichfalls durch den Schiffsverkehr vermittelt, zumeist wie dies in der Natur der Sache lag, in der Nähe der Hafenstädte. Im ganzen aber ist der Transport zu teuer. Als man es daher gelernt, aus der allerwärts vorhandenen Thonerde Ziegel zu brennen, da verschwindet die Verwendung des gewachsenen Steines schnell, und auch der billige aber künstlerisch nicht durchzubildende Findlingsbau tritt allmählig zurück. Bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts findet er sich noch in den Städten, so beispielsweise in den aus jener Zeit erhaltenen Resten der Nikolaiskirche zu Berlin und der Katharinenkirche zu Brandenburg. Im weiteren Verlauf desselben Jahrhunderts aber wird sein Gebrauch mehr und mehr auf Dorfkirchen beschränkt. Die weiteste Verbreitung hat er überhaupt da gefunden, wo der größte Reichtum an derartigen Findlingen war, in der Mark und auf dem Flemming.

Die Kunst des Ziegelbrennens kam diesen Gegenden offenbar aus den Niederlanden, von woher schon zu Anfang des Jahrhunderts Kolonisten in das Bremerland, und gegen die Mitte in den Magdeburger Sprengel geführt werden. Diese brachten die altheimische Baugewohnheit auch in die neue Heimat mit. Aber es darf nicht übersehen werden, daß damals der Ziegelbau in den Niederlanden sich in einfachen Formen bewegte und auch später zu keiner Entwicklung geführt hat, die sich der im Nordosten gleichstellen könnte.

In ähnlicher Weise, nur auf noch niedriger Stufe, findet sich der Ziegelbau in Bayern. Im Gegensatz zu diesen Ländern zeigt in der Mark dagegen das neue Material schon frühzeitig einen ziemlich ausgebildeten Apparat an Kunstformen und profilierten Gliedern. Am charakteristischsten darunter jene eigenartige Umbildung des Würfelkapitells, welche die Abbildung auf S. 106 zeigt. Sie kehrt wieder in der ganzen Ausdehnung des Gebietes. Das wesentliche daran ist, daß die Grundform des Kapitells, statt wie im Haustein aus einem Kugelausschnitt, nunmehr aus einem Kegelausschnitt gebildet wird. Der besonderen Technik eigentümlich ist ferner der aus zwei ineinander geschobenen Bogenreihen gebildete Rundbogenfries, welcher beim Haustein, in Deutschland wenigstens, höchst selten vorkommt. Auch die weitere Gliederung der Fassade, die Verwendung der Eisene, das Auftreten einer übereck gestellten Stromsicht, gewissermaßen die Überführung des Zickzackornamentes in den Rohbau, die Eigenart der Profilierungen überhaupt findet sich übereinstimmend im ganzen Gebiete. Denn so eigenartig ist dies Material im Vergleich zum Haustein, daß es der Baukunst jenes weiten Distriktes einen völlig individuellen und dabei zugleich einheitlichen Charakter aufprägt. Es setzt sie in ganz bestimmten Gegensatz zu allen in anderem Material errichteten Werken. Zunächst fällt die individuell künstlerische Thätigkeit des Steinmehrs fort, denn die Bildung des Details und des Ornamentes ist an das Zusammenstellen bestimmter in Formen gepreßter Stücke gebunden. Die Schwierigkeit der Herstellung des einzelnen Formsteines aber wieder nötigt zum Maßhalten in allen Details und läßt so den Reichtum der Skulpturen und Ornamente des Hausteinbaues verschwinden, das Ganze wird mehr auf das



konstruktive Gerippe reduziert. Es wird gleichmäßiger, verliert aber den verklärenden Zug persönlicher Künstlerkraft. Schon durch die stark betonten Stoß- und Lagerfugen dominiert die gerade Linie, die auch an Gesimsen und Profilen an Stelle der frei erfundenen Kurven des Hauptteildetails tritt. Diese Knappheit der Gesamterscheinung wird noch erhöht durch die geringe Ausladung aller Gesimse, welche in der Kleinheit des einzelnen Steines bedingt ist. Innerhalb dieses ganz bestimmten Formenapparates bleibt dem individuellen Ermessen nur die variierende Zusammenstellung der Formsteine oder einfachen Ziegel. Geschmackvoller Sinn weiß freilich oft, namentlich in der späteren Zeit, mit diesen bescheidenen Mitteln Motive voll naiven Reizes zu finden. Im großen ganzen bleibt das Material unverputzt stehen, und erhält erst in späterer Zeit durch Hinzutritt von farbig glasierten Steinen gelegentlich eine malerische Belebung. Bestimmte Teile aber wieder werden ganz allgemein gepußt, so alle Nischen, Blendfenster, Bogenleibungen, vertieften Glieder von früh an; sonst tritt der Puß nur auf, wo die Wand einen Überzug für Malereien erhalten soll. — Allorten im weiten Gebiete ist diese Grammatik der Formen genau dieselbe. Es treten sogar an räumlich weit auseinanderliegenden Bauten wiederholt in gleichen Modellen gepreßte Details auf, die so das Verschicken der Originalformen von Ort zu Ort beweisen.

Diese ganze hier skizzierte Formenbehandlung ist dem Norden etwas völlig neues; nicht so aber der Baukunst im allgemeinen. Gerade die charakteristischen unter diesen Bildungen finden sich bereits früher in Norditalien — und zwar nur hier. Es liegt aber auf der Hand, daß allein schon eine so eigenartige Form, wie das Ziegelskapitell, nicht zweimal an verschiedenen Orten erfunden, sondern von dorthier, wo es zuerst auftritt, also in der Lombardei, in das jüngere Kulturgebiet übertragen wurde. Nur der Weg, auf dem das geschehen, bleibt zu ermitteln.

Vielleicht ist Anselm, der Schüler Norberts, des Stifters des Prämonstratenser Ordens, welcher 1129 zum Bischof von Havelberg berufen wurde, der Wegführer gewesen. Um 1140 errichtet er den Dom seiner Bischofsstadt noch in Sandstein, d. h. in einem Material, welches nicht mehr für größere Bauten verwendet wurde, als der Ziegelbau verbreitet war. Damals also scheint letzterer, als Kunstbau wenigstens, in der Mark noch nicht bekannt gewesen zu sein. 1150 wird Anselm Erzbischof von Ravenna, also gerade der Kirchenprovinz, in welcher der Ziegelbau seit alter Zeit verbreitet war. Seine Beziehungen zur Mark aber bleiben auch in jener Zeit noch bestehen. Wenn wir nun bald nach seiner Thronbesteigung die Anfänge des Ziegel-Kunstbaues im Norden erwachsen sehen, so liegt wenigstens die Vermutung nahe, die beiden Ereignisse in Verbindung zu setzen.

Die Verbindung zwischen der alten und neuen Richtung vermitteln, wenn auch nicht der Zeit, so der Form nach eine Anzahl von Kirchen, in denen wie zu Kreweße, Osterburg, Seehausen, Drißebau, dem Granitbau einzelne Teile in Backstein untermischt sind. In dem ältesten dieser Werke, der kleinen Nonnenkirche zu Kreweße (1157—1160), ist zugleich die Wölbung zum erstenmal in der Mark versucht worden. Tonnen mit eingestochenen Rappen deckten die nur 2,7 Meter breiten Nebenschiffe, während der Hauptraum noch flach gedeckt war. Heut ist diese ursprüngliche Eindeckung nur noch im nördlichen Seitenschiff erhalten. Der Wechsel der Stützen deutet dabei wohl auf sächsische Beziehungen. In seinen schwerfälligen Pfeilern



und Säulen, den geringen Raum- und Höhemmaßen bei großen Mauerstärken, dem Fehlen aller Kunstformen, ist der Bau zugleich ein lehrreiches Beispiel für die geringe

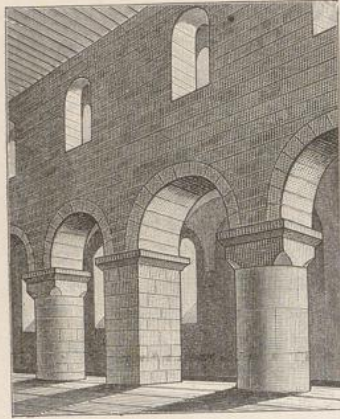


Fig. 88. Aus der Kirche zu Krewese.

technische und künstlerische Entwicklung des Landes da, wo man nicht über fremde Künstler und Handwerker verfügte. Denn noch war hier völlig Neuland: Als Otto von Bamberg († 1139) den Pommeren das Evangelium bringt, da errichtet er nach dem Vorbild des ersten Apostels der Deutschen seine Kirchen nur aus Baumzweigen, also in der Art jener primitiven Hütten, in denen heute Köhler und Waldarbeiter eine vorübergehende Unterkunft suchen und noch im Jahre 1193 wird in der Stadt Lübeck eine Kirche in Holz erbaut; ja in den östlichen Provinzen kommt dies vergängliche Material selbst in viel späterer Zeit noch wiederholt vor.

Gleich nach 1184 ist aber der Ziegelbau bereits heimisch in der Mark. Damals ent-

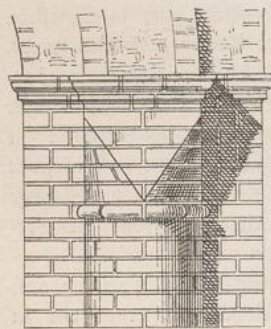


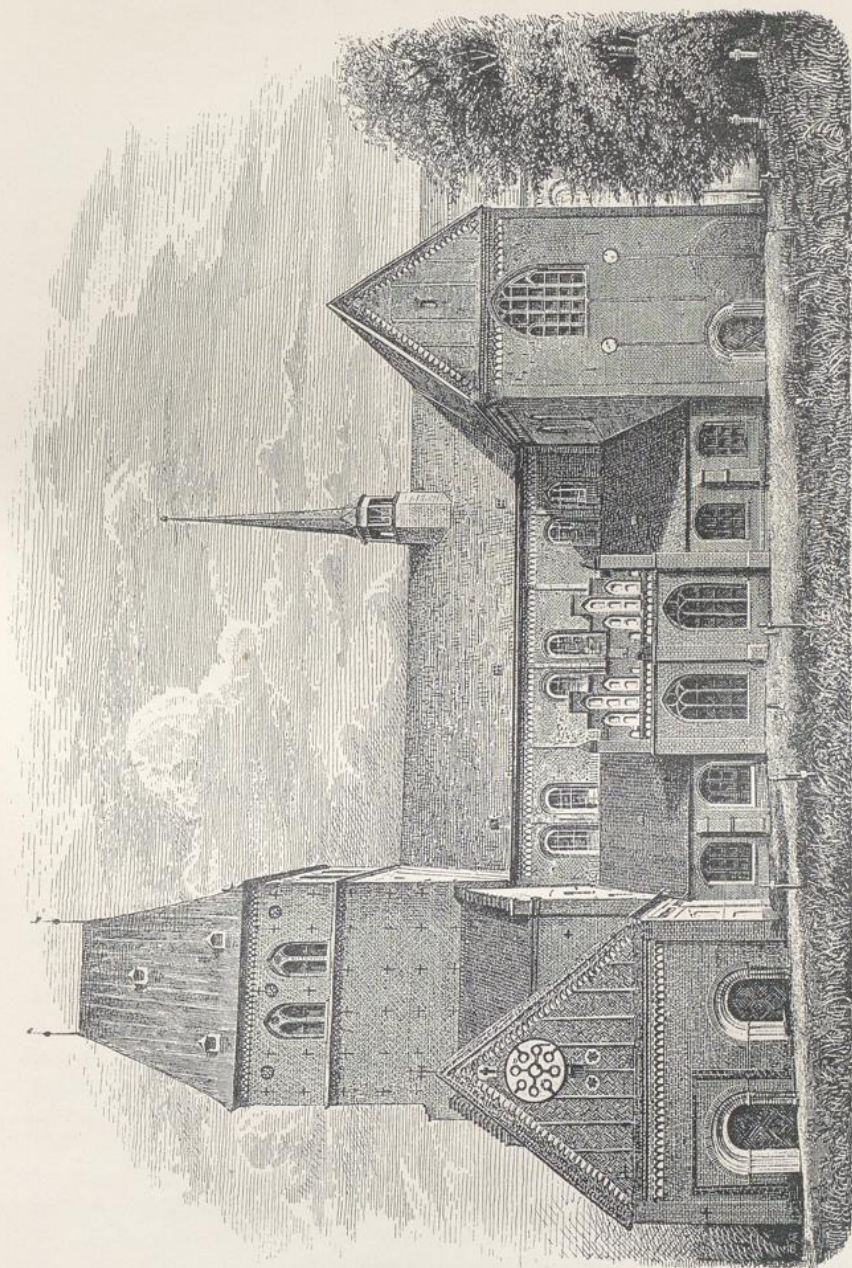
Fig. 89. Ziegelkapitell aus der Klosterkirche zu Arendsee.

stand die Kirche des in jenem Jahre von Markgraf Otto I. zu Arendsee bei Seehausen gegründeten Nonnenklosters, in den Experimenten der Wölbung noch Krewese nahestehend, zugleich aber ein völlig durchgebildeter Ziegelbau mit der ganzen charakteristischen Ornamentation des Stiles. Hier wie in jenem älteren Jungfrauenkloster dieselben Tonnen mit eingestochenen Rippen als Seitenschiffsdecken; in den Haupträumen dagegen, etwas später aber, wohl noch während des Baues einge-  
kuppelartige Wölbungen ähnlich wie zu Knechtsteden; im Altarhause endlich ein gratiges Kreuzgewölbe. Die hier zu Tage tretende Periode des Suchens in der Methode der Deckenbildung ist dann überwunden in der Klosterkirche zu Diesdorf, die ursprünglich als flachgedeckte Basilika begonnen, aber später in einen Gewölbebau des gebundenen Systems, den ersten im Lande, abgeändert wurde. Gleiche Anlage weisen auch die verstümmelte Kirche St. Lorenz in Salzwedel, sowie u. a. die zu Segeberg, Gutin und Altentrempe, endlich der Dom zu Ratzeburg auf. Dort baute Bischof Isfried (1178—1204) an den in den Ostteilen von seinem Vorgänger bereits begonnenen Bau das Langhaus in Anlehnung an die Bildung des Domes zu Braunschweig, an dem

Isfried in jüngeren Jahren Kanonikus gewesen.

Im Grundriß und auch in anderen Einzelheiten mit Diesdorf verwandt ist endlich das herrlichste Werk, welches die ältere Zeit im Bereich des nordischen Backsteingebietes überhaupt geschaffen, die Klosterkirche von Jerichow. Bischof Anselm von Havelberg





Dom zu Raßeburg.







ist der Begründer des Klosters; 1144 führte er aus dem Magdeburger Mutterkloster eine Kolonie von Prämonstratensern in das bei Tangermünde gelegene Dorf Jerichow und 1149 begann hier der Bau einer Kirche. Aber dies kann nicht das heutige Werk sein, dessen Formen vielmehr die volle Reife des Ziegelbaues und auch sonst Details zeigen, welche auf die Wende des Jahrhunderts als Erbauungszeit deuten. Ihren Abschluß fand letztere erst in der bereits die Formen des Übergangs zeigenden Westfront gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Kirche von Jerichow ist eine kreuzförmige Säulenbasilika, in dem bei dem Orden häufigen Typus mit je einer Kapelle neben dem Altarhaus, beide von gleicher Tiefe wie dieses und gleich ihm halbrund geschlossen. Die Krypta liegt aus Rücksicht auf das niedere Baulterrain und den dadurch sich ergebenden hohen Stand des Grundwassers in gleicher Höhe mit dem Kirchenflur, eine Anordnung, die im Tieflande öfters vorkommt, z. B. im Dom von Brandenburg. Das Ganze ein Werk von hoher technischer und künstlerischer Vollendung, wohlgegliedert in Disposition und Aufbau; in der Entwicklung des Äußeren mit seinen Eischen, Bogenfriesen, deutschen Bändern und namentlich der schlank aufstrebenden Fassade steht es auf der vollen Höhe des durchgebildeten Stiles. Seine künstlerische Herkunft zu kennen, wäre deshalb von hoher Wichtigkeit. So offenbar aber auch die hier auftretende Gestaltung abgeleiteter Natur ist, so bildet doch wahrscheinlich nicht ein einzelner Bau die ausschließliche Derivationsquelle: Prämonstratenser Traditionen, sächsischer Provinzialismus (z. B. in dem Satteldache zwischen beiden Türmen) und Ziegelbautechnik treffen hier zusammen, ein Werk zu schaffen, so edel in den Verhältnissen und Formen, wie ähnliches erst die beginnende Gotik wieder in diesen Gegenden erzeugt.

Das hier auftretende Motiv der zweitürmigen Fassade, für welche die geistliche Metropole des ganzen Gebietes, Magdeburg, in seiner Liebfrauenkirche, der Mutterkirche der Prämonstratenser, wohl das tonangebende Vorbild geboten, findet sich wieder in den Kirchen zu Burg, Stendal, Prenzlau, Lübeck u. a., zumeist aber sind die Bauten eintürmig, oft mit wuchtigem, die ganze Front einnehmenden Westturm, der gern nach sächsischer Sitte mit einem Satteldach schließt. Für die gelegentlich hier recht reizvollen Dorfkirchen ist dies fast die Regel. Doch treibt die Eigenartigkeit des Materials auch zu allerlei abnormen Turmbildungen; so beispielsweise in der Front der Nikolaikirche zu Brandenburg, die auf breit gelagertem, abgetrepptem Giebel zwei kurze Zwillingstürme besitzt. Die in Schwaben so verbreitete und auch sonst in Deutschland wiederkehrende Sitte der Anbringung eines Turmes auf der Chorpartie ist hier nur bei wenigen kleinen Dorfkirchen nachweisbar. —

Der Gruppe der bisher behandelten Bauten steht eine andere gegenüber, deren Grundrißbildung von der gewöhnlichen Langhausanlage abweicht. Es sind dies, abgesehen von einer Anzahl kleiner Werke, die Kirchen zu Schlamersdorf, St. Michael zu Schleswig und St. Marien auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg.

Die Michaelskirche ist in ihrer ursprünglichen, heute stark verstümmelten Form ein Zentralbau mit zwölf konzentrisch gebildeten vierseitigen Pfeilern, Empore und höher hinaufsteigendem Mittelraum mit Fenstern im Obergaden; ein Werk noch vor Kenntnis des Backsteinbaues in Tuff um 1100 errichtet. Und gleichfalls aus früher Zeit die Kirche zu Schlamersdorf, ein Zentralbau mit vier dicken in Quadrat angeordneten



Rundpfeilern als Stützen der (Kreuz-) Gewölbe. Hier ist das Baumaterial Granit. Trotz ihrer sehr bescheidenen künstlerischen Durchbildung sind diese Werke für die allgemeine Betrachtung wichtig, weil sie den Beweis liefern, daß Zentralanlagen im nordöstlichen Gebiet, wenn auch nicht so häufig wie in den österreichischen Ländern, doch überhaupt hier und da vorkommen. Sie erklären somit in etwas die in der sonstigen Entwicklung so befremdliche Erscheinung jener großen im Jahre 1722 leider abgetragenen Zentralkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg. Vier stark abgetreppte Pfeiler gliederten hier ein Rechteck von r. 31 zu 26,5 Metern so, daß zwei sich durchkreuzende Haupträume entstanden, die jedesmal auf beiden Seiten in halbrunder Apsis endeten. Es war eins der ältesten Bauwerke des Brandenburger Sprengels, von dem die Kunstgeschichte nähere Kunde besitzt: Pribislav, der letzte Wendenfürst in Brandenburg, hatte es auf der altheiligen Kultstätte des Triglav errichtet. 1165 schon wird der Kirche als fertig gedacht; aber in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erfuhr sie eine Erneuerung, bei der die alten Teile, wenn nicht ganz verschwanden, so doch in Formen inkrustiert wurden, die denen des ziemlich gleichzeitigen Umbaues der Liebfrauenkirche zu Magdeburg nahe gestanden haben müssen, wie die erhaltenen Zeichnungen und ein Modell beweisen. Die Gesamtkomposition nun, welche offenbar im Umbau die alten Grundzüge festhielt, ist ebenso originell im Innern mit der ringsumlaufenden Empore, als für das Äußere mit den vier sich neben dem kreuzförmigen Kirchendach erhebenden Ecktürmen. Bei dem Untergang des Monumentes aber wird der Versuch, bestimmte Vorbilder für dasselbe nachzuweisen, aufzugeben sein. Kurfürst Friedrich II., welcher die alte Wallfahrtsstätte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zur Mutterkirche des von ihm gestifteten Schwanenordens erhob, fügte einen gotischen Anbau im Westen hinzu. Der Verfall der Kirche begann schon im dreißigjährigen Kriege, denn der damals durch einen Brand verlorene Dachstuhl wurde nicht wieder ersetzt. Wohl widerstanden die Gewölbe den Einflüssen der Witterung noch Jahrzehnte, als im Jahre 1722 jedoch die Erhaltung des Bauwerkes einen größeren Kostenaufwand verlangte, ließ Friedrich Wilhelm I. dasselbe abbrechen, um die Steine beim Bau des Militärwaisenhauses in Potsdam zu verwerten. —

Die Betrachtung der Bauten des Backsteingebietes hat uns bereits über die Grenze des uns beschäftigenden Zeitabschnittes hinausgeführt. Nur an wenigen dieser Werke hat der Rundbogen ausschließlich Herrschaft, zumeist tritt der Spitzbogen bereits an ihnen hervor. Sein Eintreten in die deutsche Baukunst bezeichnet den folgenschwersten Entwicklungsmoment derselben während des ganzen Mittelalters. Ehe wir aber den ursächlichen Zusammenhängen dieser Erscheinung näher treten, haben wir einen flüchtigen Blick auf die Profanarchitektur der romanischen Zeit zu werfen, soweit dieselbe über archäologische Interessen hinaus eine Stellung im Entwicklungsgange der Kunstgeschichte beansprucht.

Weniger als die kirchlichen Denkmäler, die noch heute in überwiegender Mehrzahl ihrem ursprünglichen Zweck dienen, genießt die Profanarchitektur der vergangenen Zeiten den Schutz der Nachwelt. Sehr gering nur ist deshalb die Zahl der durch



die Jahrhunderte bis auf uns erhaltenen romanischen Monumente: zumeist sind es Ruinen, für deren Erhaltung nicht immer Sorge getragen ist, oder schlimmer als das, sie gehören zu heutzutage benutzten baulichen Anlagen; dann fallen den Forderungen des praktischen Bedürfnisses in jedem Jahrzehnt mehr von ihnen zum Opfer. Und noch fehlt die grundlegende Arbeit, welche das bis zur Stunde erhaltene Material wenigstens im Bilde für die Nachwelt fixierte, so lange die Reichsregierung diese wichtigen Zeugnisse des sozialen Lebens unserer Vorfahren noch nicht unter den Schutz des Gesetzes stellt!

Lange lebt in der bürgerlichen Architektur der altgermanische Holzbau nach. Mit dem Giebel gegen die Straße gekehrt, standen in den Städten die einzelnen Gebäude, häufig durch enge Durchgänge voneinander getrennt, auf schmalen tiefen Grundstücken: Holz-, im besten Falle Fachwerkbauten mit Stroh oder Schindeln gedeckt. In den engen Gassen der so bebauten Städte waren Brände eine gewohnte Erscheinung: es gab vielleicht kein großes Gemeinwesen, in dem nicht in jedem Jahrhundert mehrfach ganze Quartiere eingeäschert worden wären. — Trotz dieser oft wiederkehrenden Katastrophen aber und der naheliegenden Abhilfe durch Anwendung von mehr feuerbeständigem Baumaterial dürfte vor dem elften Jahrhundert außer fürstlichen und bischöflichen Palästen nur selten ein steinernes Wohnhaus errichtet worden sein. In einzelnen Städten, zumal in Gegenden, in denen der Holzbau überhaupt länger in Übung geblieben, fehlen sie noch im zwölften und selbst dreizehnten Jahrhundert so sehr, daß beispielsweise in Hannover der Besitzer eines steinernen Gebäudes noch 1241 ausdrücklich nach demselben Johannes „*de lapidea domo*“ genannt wird. Wurden allmählig auch die Ausnahmen häufiger, so bildet bekanntlich der Fachwerkbau für Bürgerhäuser die Regel noch während des ganzen Mittelalters.

Die ältesten bekannten Reste steinerner Privathäuser besitzt Trier, Bauten des elften Jahrhunderts. Vor kurzem noch vier, sind heute nur noch zwei davon (in späteren Umbauten) erhalten: rechtwinkelige Kastenbauten mit Quadern an den Ecken und wechselnden Schichten von Haustein und Ziegeln in den Wänden. Die Technik hält also die römische Tradition in ähnlicher Weise wach, wie die gleichartigen Teile des Doms es thun (vgl. Fig. 64). Erst vom zweiten Stock an scheinen die ursprünglich wohl turmartigen Gebäude bewohnt gewesen zu sein; denn erst dort finden sich die üblichen romanischen rundbogigen, von kleiner Mittelsäule geteilten Fenster. Die heute gebräuchliche Bezeichnung dieser Werke als „*Propugnacula*“ stammt aus einer Zeit, in der man sie für Reste spätrömischer Fortifikationskunst ansah: sie gehören jedoch in die Klasse der mittelalterlichen befestigten Adels Häuser in den Städten, Anlagen, die in Italien wie allbekannt weit verbreitet, aber auch in Deutschland wenigstens bis zum zwölften Jahrhundert nicht selten gewesen sind. Denn auch andere Städte haben aus romanischer Zeit verwandte Baulichkeiten bewahrt, so Metz ein stattliches Gebäude in der Trinitarierstraße (zwölftes Jahrhundert), das in seinen oberen zwei Geschossen mit Turm und Zinnenkranz vor einigen Jahren noch intakt erhalten war. Die Fenster sind hier scheitrecht gedeckt, wie dies in der Profanarchitektur der romanischen Zeit öfter der Fall, mit ein oder zwei Teilungs- und gleichen Eckfächchen. Der selben Klasse von Gebäuden gehören ferner in Regensburg ein Haus in der Wallerstraße, das Haus zum Goliath, der Turm am Gasthof zum Goldnen Kreuz u. a., sowie die hier und da in niedersächsischen Städten, namentlich in Braunschweig noch mehrfach erhaltenen



„Remnaten“ an, zumeist steinerne Reduits innerhalb der sonstigen Holzarbeit, seltener ganze Wohnhäuser in Stein. Auch einfache Wohnhäuser haben sich in den Gegenden älterer Kultur mehrfach erhalten: sie wiederholen im großen ganzen die Formen des Kirchenbaues mit seinen Rundbogenfenstern, die gelegentlich durch Mittelsäulen geteilt werden, den Lisenen, Bogenfriesen u.; die Spätzeit des romanischen Stils bringt dazu den abgetreppten Giebel auf. Beispiele der Art bietet Köln, Koblenz, Trier, Karben a. d. Mosel u. a. — Ein kleiner durch spätere Umschulung glücklich erhaltener Bau zu Gelnhausen aus der Zeit um 1170 scheint bei der Regelmäßigkeit und Einfachheit seiner Komposition — soweit dieselbe erkennbar — öffentlichen Zwecken gebient zu haben. Nicht unwahrscheinlich, daß wir hier das Rathaus der Stadt, und damit das älteste erhaltene Bauwerk der Art in Deutschland, vor uns haben. Vor dem im Kleeblattbogen geschlossenen Portal des Erdgeschosses liegt eine Terrasse mit Freitreppe; in den beiden Obergeschossen drei Gruppenfenster zu je drei Rundbogenöffnungen; im oberen Geschoss ein einziger Saal. Die Maße des Bauwerks sind nur bescheiden 15:10 Meter, die Formen mit denen des Barbarossa-Palastes und der Pfarrkirche übereinstimmend.

Unter den Thorbauten rein romanischer Zeit ragt keiner heran an künstlerischer Durchbildung und origineller Anlage an das Thor zu Romburg bei Schwäbisch-Hall. Hier hatte ein Graf Burkhard im Jahre 1078 die auf einem frei sich erhebenden Hügel am Roher gelegene Burg seines Hauses in eine Benediktiner Abtei umgewandelt. Die alten Befestigungen aber blieben dabei erhalten. So konnten die Mönche im zwölften Jahrhundert das Hauptthor in jenen Schmuckbau verändern, von dem die Abbildung Zeugnis giebt. — Was sonst an fortifikatorischen Anlagen im Lande erhalten, fällt mehr in den Bereich der Archäologie. —

Bis in die Frühzeit des romanischen Stiles hinauf — von der ältern Zeit, aus der kein Monument erhalten, ganz abgesehen — gehen die Schilderungen der Chronisten über reiche Palastbauten der Kaiser. Der monumentale Baufinn der Salier schuf, als Seitenstück zu ihren epochemachenden Kirchenbauten, zu Goslar auch eine Pfalz, größer als alles, was die romanische Zeit der Art gebildet; ein Saalbau 57:18 Meter groß, mit zwei Freitreppen auf den Ecken, entsprechenden Terrassen und schmalen inneren Vestibülen. Die Fassade von einfacher Großartigkeit der Disposition: ein mächtiges, die Dachflucht wahrscheinlich ursprünglich schon durchschneidendes Mittelfenster, welches den vollen Blick auf den am Fuß des Hügels in der Nische liegenden Dom gewährt, und drei Gruppenfenster zu jeder Seite. — Ist Goslar in diesen Hauptzügen noch ein Bau des elften Jahrhunderts und damit der älteste erhaltene der Kaiserpaläste\*), so rühren doch die heut dort vorhandenen Details sämtlich erst von Umbauten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts her, vornehmlich wohl aus der Bauperiode nach einem Einsturz im Jahre 1132.

Erst in der Hohenstaufenzeit, seit die Kreuzzüge das Abendland in intimeren

\*) Das Schema der romanischen Schloßbauten mit dem großen Palas, jenem weiten Hallenbau, in dem sich das Gesellschaftsleben der Männer abspielte, der Terrasse vor demselben und der zu ihr führenden Freitreppe, sowie den sich an den Palas anschließenden Remnaten hat schon eine Zeit ausgebildet, bis zu der kein Denkmal hinaufreicht. In Goslar ist es bereits vollkommen fixiert; seine Anfänge gehen zurück in die Nebel der Wander- und Heldenzeit.



Kontakt mit dem höher zivilisierten Osten gebracht, nimmt der Schloßbau einen höheren Aufschwung; erst aus dieser Zeit auch sind namhafte Reste erhalten: Werke von reicher Mannigfaltigkeit und hohem Liebreiz in den Details, deren einstige schimmernd festliche Pracht man noch in den Trümmern ahnt, wenn man an weniger der Witterung ausgesetzten Stellen in den Ruinen noch hier und da Spuren der ehemaligen farbigen Bemalung und Vergoldung auffindet. — Im Orient hatten die Kreuzheere eine üppige Verwendung des Ornaments, die Belebung ganzer Flächen durch Ziermuster kennen gelernt. Der heiter sinnliche Eindruck solcher Werke haftete offenbar in der Phantasie der heimgekehrten Gotteskämpfer.

Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ist die Einwirkung derartiger Vorbilder in der deutschen Architektur bemerkbar, zuerst im Profanbau. Nicht sklavisch aber kopiert man die fremden Muster. Nur in Reminiscenzen an sie ergeht man sich, überträgt ihre spielende Leichtigkeit in den bisherigen Ernst der einheimischen Formgebung. Vom Orient, seinen glühenden Farben und seiner volleren Lebenslust entnimmt man das gesteigerte Luxusbedürfnis, die reicheren bunteren Formen, die heitere,

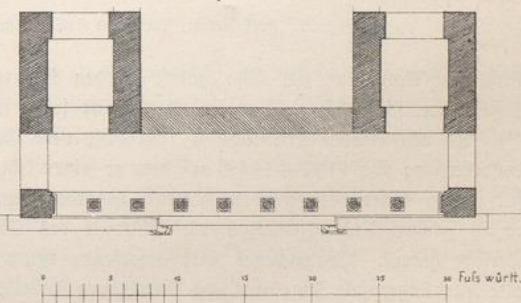
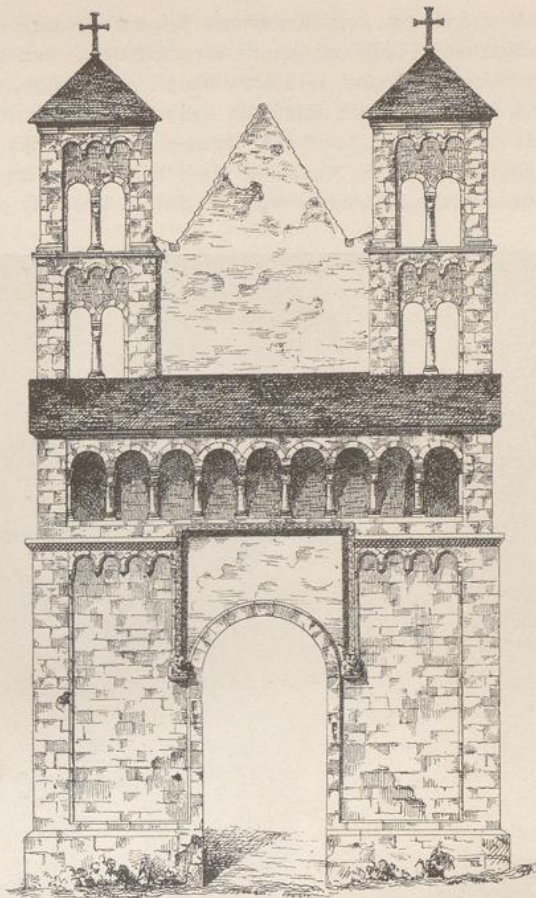


Fig. 90. Thor zu Remburg.



sich vielfach bis zum Übermütigen steigernde Grazie. Gelegentlich treten wohl rein orientalische Details auf, zumeist aber verklärt die dort erschaute Formgebung nur die traditionellen Motive zu höherer Grazie. Mutwillige, immer aber zierliche Gebilde von Mensch, Tier und Fabelwesen treten hinzu, Kinder eines wesentlich andern Geistes als jene bisherige barock-rohe Bildung der alemannisch-bayrischen Phantasie. Uner-schöpflich scheint die künstlerische Kraft in der Schaffung immer neuer, reizvoller und liebenswürdiger Detailbildungen der Art. — Und bald greift dieser Geist auch in der

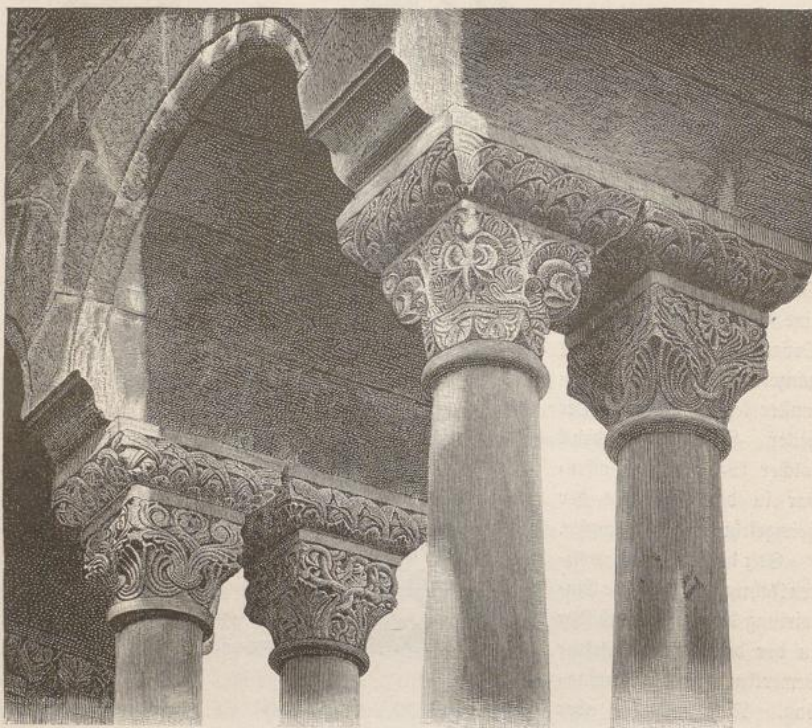


Fig. 91. Fensterarkade, Ruinen des Kaiserpalastes in Gelnhausen.

kirchlichen Architektur um sich: zuerst in den Kreuzgängen, den Kapitelsälen und Refektorien, schließlich zieht er ins Gotteshaus selbst ein.

An den Bauten Friedrichs I. tritt diese neue Geschmacksrichtung zuerst hervor; der Kreuzzug von 1147—1149, auf dem er seinen Oheim Konrad III. begleitet, mochte für ihn in dieser Beziehung entscheidend geworden sein. Ein rühriger Bauherr, führt er in großen Unternehmungen die Blütezeit des Schloßbaues in der romanischen Periode herauf. Vorhandenes wird umgebaut, neues errichtet. Umbauten sieht die alte Karolingerpfalz Ingelheim, die Reichsburg Trifels, die Burg Eger, ein Familiengut von Friedrichs erster Gemahlin Adelheid von Böhurg. Während Tribur, das unter den Saliern Zeuge der schwersten Demütigung des Kaiserhauses gewesen,



vernachlässigt wird, entsteht nicht gar weit davon zu Kaiserslautern eine neue Pfalz (1157), die im spanischen Erbfolgekrieg vernichtet wurde; und zu Hagenau im Elsaß ziemlich gleichzeitig eine zweite, wie es scheint, ganz besonders reiche Anlage. Von Säulen aus kostbarem Material und marmornen Fußböden wird berichtet; dreigeschossig war die Kapelle — eine selten vorkommende Anlage, hier motiviert, weil im oberen Geschoß die Reichsinsignien aufbewahrt wurden. Wieder waren es die Zerstörer so vieler unserer nationalen Denkmäler, die Franzosen, welche im

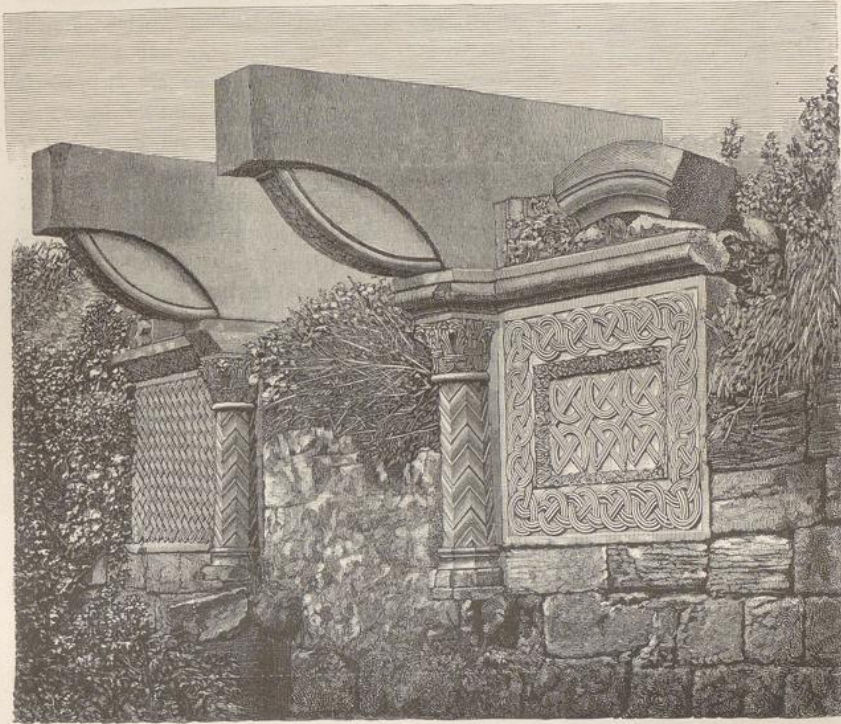


Fig. 92. Kamin, Ruinen des Kaiserpalastes in Gelnhausen.

Jahre 1678 unter Marschall Crequi Feuer auch an dieses Monument unserer heimischen Baukunst legten. — Am Ufer der Kinzig endlich, zu Gelnhausen, erwuchs der dritte Palastbau des Rotbarts, wieder ungefähr gleichzeitig mit den beiden anderen. 1170 war er vollendet. Im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstört, steht wenigstens die Ruine unter dem Schutze der Regierung. Noch bewahren die verödeten Mauern eine Anzahl von Prachstückchen ornamentaler Skulptur, so die Fenster mit ihren reich geschmückten, reizvollen Doppelsäulen und den großen Kamin des Hauptsaaes mit den beiden ornamentierten Wandstücken ihm zur Seite, deren die Fläche füllendes Flechtwerk auf orientalische Einflüsse weist. Bedeutend ist auch die Gliederung der Fassade, die im Gegensatz zu Goslar auf die Symmetrie der zwei Hälften zu

Dohme, Bauforsch.

8



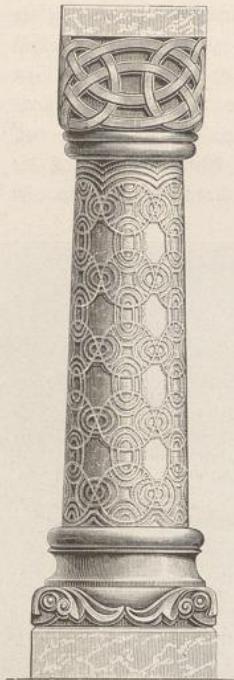


Fig. 93. Säule aus der Kaiserpfalz zu Wimpfen am Berge.

den Seiten des Mittelportals mit seiner Freitreppe verzichtet, aber dafür jede Fenstergruppe durch die beiden Hauptgeschoße in gemeinsamer Umrahmung zusammenfaßt. Das untere Geschoß war, wie fast stets, für Wirtschaftsräume bestimmt, die Anlage der oberen ist in den Details nicht mehr zu ermitteln. An den Saalbau grenzte das Gebäude mit den kaiserlichen Privatgemächern. — Minder reich, in den Verhältnissen nicht so schlank, außen in Buckelquadern aufgeführt, war das gleichfalls zerstörte Schloß Minzenberg bei Gießen, die Burg eines schon früh erlöschenden Geschlechtes. Einige Jahrzehnte jünger als diese Werke sind die im ganzen ihnen verwandte Ruine der Kaiserpfalz zu Seligenstadt und die zu Wimpfen am Berge; letztere zwar reichen, aber etwas eigenartigen Details (um 1227). Aus der gleichen Zeit mit den Barbarossabauten stammt ferner die neuerdings aus späteren Umhüllungen gelöste alte Welfenburg Dankwarderode, jener Fürstensitz, den sich der Rival Friedrichs, Heinrich der Löwe, in seiner Hauptstadt Braunschweig erbaute. Sorgfältige Untersuchungen haben hier die ursprüngliche Anlage auch für die nicht mehr erhaltenen Teile sicher gestellt. Im Osten der Palas, an ihn sich anreihend die Kemenaten und die zweigeschoßige Burkapelle; dann auf demselben Terrain, den Burgplatz nach Süden abschließend, der große Dom der Stadt. Auch hier finden sich wieder ähnlich reiche Details, wie an den Barbarossabauten, die Freude der Zeit an der

Belebung der Einzelheit durch ornamentale Zuthat dokumentierend.

Das vollkommenste Bild eines romanischen Fürstensitzes aber bietet heute dank der sorgfältigen Restauration die Wartburg bei Eisenach, bei der freilich für die historische Betrachtung von den modernen künstlerischen Zuthaten abzusehen ist. 1067 errichtete hier Ludwig der Springer die erste Burg — ein Jahrhundert später erfolgte unter Ludwig III. in reicheren Formen der Umbau des großen Palas, dessen letztes (drittes) Geschoß wieder erst etwas später — wahrscheinlich unter Herman I. — vollendet wurde. Die Einteilung ist hier eine etwas andere, als sonst üblich, der Hauptsaal erst in



Fig. 94. Kapitell in der Wartburg.

den dritten Stock verlegt. Ursache dessen war wohl das beschränkte Baugterrain auf der Höhe des Berges. Das Detail zeigt den gleichen Reichtum wie an den anderen Bauten der Art, hier in einer für Thüringen auffälligen Häufung figürlich symbolischer Bildungen. (Vergl. die Abbildung Fig. 94.)



Die Anlage einer besonderen Burgkapelle in diesen Schloßbauten datiert bereits aus alter Zeit, denn schon aus dem zehnten Jahrhundert sind Klagen der Pfarrgeistlichen überliefert über Verödung ihrer Kirchen, da die Burgmannen den Privatgottesdienst in der Kapelle des Burgherrn allein besuchten. Die Lage dieser Kapelle ist keine bestimmte: Terrain und zufällige Umstände sind vielmehr maßgebend. Gelegentlich findet sie sich im Obergeschoß des Thorgebäudes, so zu Gelnhausen, Minzenberg, Trifels, Bohnenburg (Regierungsbezirk Kassel), Neustadt a. d. Haardt, Nassau u. a. D.; bei größeren Anlagen aber errichtet man für sie gern ein eigenes Gebäude, zweigeschoßig, so daß man aus der Herrenwohnung in ziemlich gleichem Niveau in die

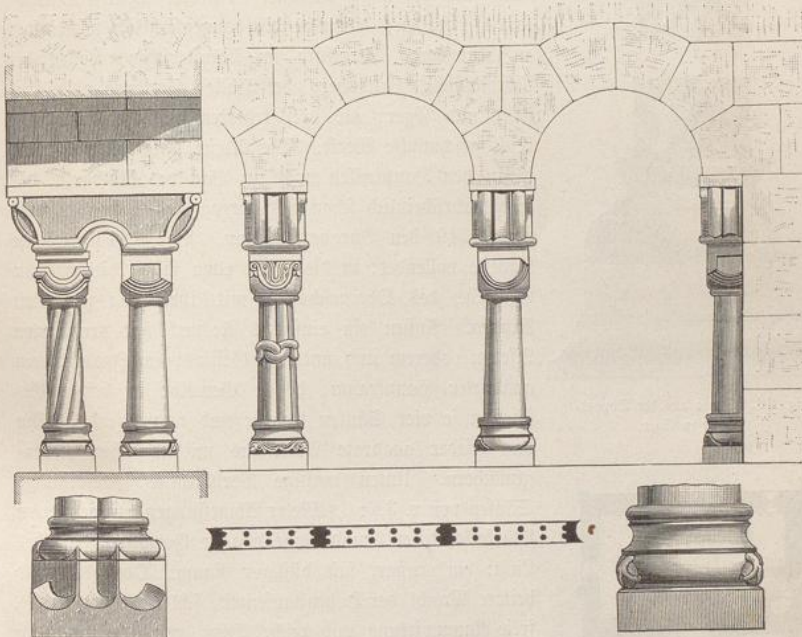


Fig. 95. Fensterdetails, Reste der Kaiserpfalz zu Worms am Berge.

obere Kapelle tritt, während der untere Raum für die Dienerschaft und erforderlichen Falls — wie schriftliche Zeugnisse verbürgen — für Exequien bestimmt ist. Die älteste erhaltene Pfalzkapelle haben wir bereits S. 63 in St. Godehard zu Mainz kennen gelernt (1137). Allein gerade das Auftreten derselben unmittelbar neben der großen Kathedrale, wo es sich also nicht um ein örtliches Bedürfnis\*), sondern mehr um einen Pleonasmus handelt, scheint zu beweisen, daß damals derartige Gebilde bereits eine fest ausgeprägte Bautradition in den fürstlichen Pfälzen waren. Die heute fehlenden

\*) Zur Gewinnung eines privaten Andachtsraumes für den Erzbischof allein würde man schwerlich ein besonderes Gebäude aufgeführt haben.





Fig. 96. Säule aus der Doppelkapelle zu Eger.

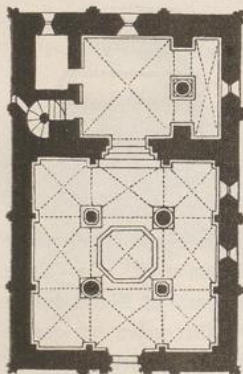


Fig. 97. Oberes Stockwerk der Doppelkapelle zu Eger.

Verbindungsglieder gingen offenbar zurück bis zur Palastkapelle Karls des Großen, die auch ihrerseits wieder älteren Schematen gefolgt sein dürfte.

Die Grundform dieser Burgkapellen ist eine ziemlich feststehende. In zwei Geschossen übereinander zerlegen vier Stützen einen rechteckigen Raum (mit einer oder drei Apsiden im Osten) in neun Joche, die mit Kreuzgewölben überdeckt sind. Das mittlere Joch des unteren Raumes ist deckenlos und stellt so die Verbindung zwischen beiden Geschossen her. Zahlreich sind derartige Anlagen in allen Teilen Deutschlands erhalten, darunter die baugeschichtlich wichtigsten zu Nürnberg, Steinfurt im Münsterschen, Lohra bei Nordhausen, Landsberg bei Halle, Freiburg a. d. Unstrut und Eger; die drei letzteren besonders zierliche, reich geschnüchte Werke. Die älteste unter ihnen, Eger, ist in den Hauptteilen noch ein Bau des Rotbarts, der hier wahrscheinlich schon als Herzog von Schwaben bald nach 1149 den Burgbau begann. Vor 1214 war die Kapelle vollendet; in diese Zeit etwa fallen die heutigen Gewölbe des Obergeschosses mit ihren ausgebildeten Rippen. Außen ein einfaches Rechteck mit profilierten Lisenen, oberem und unterem Gesims; im Inneren ein quadrater Hauptraum, dessen Gewölbe in beiden Geschossen je vier Säulen tragen; und angrenzend an ihn das wieder quadratische Altarhaus mit seitlichen Nebengemächern. Unten massige Verhältnisse, schwerfällige Säulen von r. 3,0 : 0,8 Meter Abmessungen mit verzierten Würfelskapitellen, rundbogige gratige Gewölbe, spärliches Licht: ein ernster, fast düsterer Raum. Oben die volle heitere Pracht der Hohenstaufenzeit, schlanke Verhältnisse, freie Raumwirkung und reiches Licht, reizvolle, sorgfältig gearbeitete Details; die Säulen ungewöhnlich schwächig (r. 3,3 : 0,8 Meter) aus poliertem Marmor, die korrespondierenden Wandsäulen in feinkörnigem geschliffenen Granit; die Gewölbe bereits spitzbogig mit profilierten Übergangsrippen. Das glänzendste Stück des Ganzen, mit ihrem zierlichen Blumenkapitell ein besonders graziöses Werk mittelalterlicher Dekoration, aber bildet eine einzelne, das Altarhaus seitlich gegen den Nebenraum öffnende Säule (siehe Fig. 96). — Reicher noch als dieser Bau, ein seltenes Prachtstück zierlicher Dekorationslust, ist die Doppelkapelle zu Freiburg in Thüringen, ein Bau wahrscheinlich des Landgrafen Ludwig, des Gemahls der heiligen Elisabeth, der im Jahre 1227 während seiner Kreuzfahrt starb.



Über dem ursprünglich weiter als heut nach Westen vorgehenden und etwas älteren Unterbau wurde hier im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das Obergeschoß errichtet. Ein Gurtbogen trennt den unteren Raum der Breite nach in zwei Schiffe, von denen das östliche mit einem Kappengewölbe, das westliche mit Balkendecke geschlossen ist; in der letzteren die Öffnung zwischen beiden Geschossen. Inmitten des oberen Raumes vier schlanke Säulchen vor ebensolehem überdeck gestellten Pfeiler; die von ihnen ausgehenden Gurtungen und Rippen werden an den Wänden von acht korrespondierenden Säulen aufgenommen. Die Gurtbogen sind überhöht und nach arabischen Vorbildern ausgezackt, die etwa 2,20 Meter hohen Säulenschäfte aus poliertem schwarzen Kiesel-schiefer, die Kapitelle Beispiele der zierlichen sächsischen Steinmetzarbeit. — Alles in allem feiert die dekorative Richtung des sächsischen Provinzialismus in diesem Werk einen ihrer Triumphe; verwandtes an fast klassischer Abklärung, an wohlervogenem Maßhalten bei höchstem Reichtum bietet in der kirchlichen Architektur dieser Gegenden etwa nur die ziemlich gleichzeitige Krypta von Konradsburg bei Gernrode.